

2. Ex.: gr. LS.

E 6197 F

Württ.  
Landes-  
bibliothek  
Stuttgart

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

# 2

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1969



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller

1969

20. Jahrgang

Zweites Heft — April / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Kopf eines Apostels in der Lorenzkapelle Rottweil  
Aufnahme Foto Marburg

## INHALT

- Rottweil – Sein Stadtbild im Hochmittelalter  
Von Cord Meckseper ..... 89
- Zu den Bildwerken des Rottweiler Kapellenturms  
Von Wolfgang Beeb ..... 102
- Der Tod des Marschalls Guébriant  
Von Ernst Müller ..... 115
- Rottenmünster – Reichsstift im Schatten Rottweils  
Von Margareta Reichenmiller ..... 128
- Das Rottweiler Hofgericht  
Von Georg Grube ..... 136
- Saline Wilhelmshall bei Rottweil  
Von Walter Kittel ..... 140
- Rottweiler Glockengießerkunst  
Von Gerhard Gommel ..... 145
- Der junge Neckar  
Von Helmut Schönamsgruber ..... 149
- Erwachender Tag  
Gedicht von Hans Kessler ..... 155
- Fürsorge für Arme, Alte und Kranke im mittelalterlichen Rottweil  
Von Ruth Wein-Elben ..... 156
- Europa und Asien – Rottweil und Kerala  
Von Josef K. L. Bibl ..... 160
- Was uns beschäftigt – was uns angeht  
Anregungen zum Thema Freilichtmuseum  
Von Walter Kittel ..... 162
- Demokratie – wie man sie gerne hat  
Von Wilhelm Kohlhaas ..... 163
- Buchbesprechungen ..... 165
- Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 171



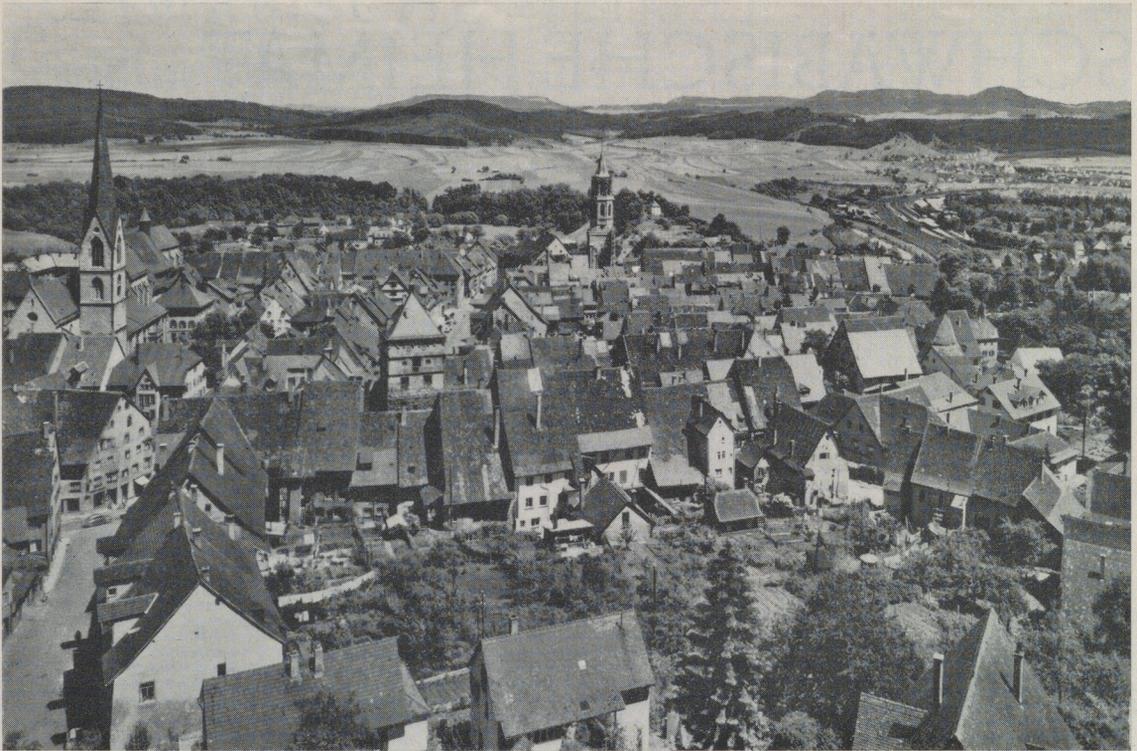
1. Rottweil. Teilansicht mit Stadtmauer

## Rottweil — Sein Stadtbild im Hochmittelalter

*Von Cord Meckseper*

Nähert man sich heute Rottweil auf der Straße von Balingen her, so taucht die hoch über einem steilen Abfall zum Neckar gelegene Stadt gleich einer Vision aus dem Mittelalter auf (Abb. 1). Türme und Kirchen, Wehrmauern und die Dächer dichtgedrängter Häuser bilden ein Panorama von kaum gestörter Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Klar und leicht durchschaubar ist die Stadt dann im Innern durch das Kreuz der

beiden großen Hauptstraßen gegliedert, denen die mit Erkern („Ausstöße“) reichgeschmückten, vornehmen Bürgerhäuser einheitlich die Traufe ihrer steilen Ziegeldächer zukehren (Abb. 3). Der unbefangene Besucher ist geneigt, hier auch das Straßenbild als „mittelalterlich“ zu erleben. Fragt er aber die Häuser auf Grund der Bauformen und angeschriebenen Jahreszahlen nach ihrem Alter ab, so wird er zu seinem



2. Rottweil. Blick vom Hochturm

Erstaunen kaum eines finden, das auch nur in das späte Mittelalter zurückreicht; es überwiegt die Zeit seit dem Beginn der Renaissance, des Barock vor allem und der Neuzeit.

Nun wissen wir, daß die Stadt bereits im hohen Mittelalter gegründet worden ist, zugleich lehren Untersuchungen an vielen Beispielen, daß es in der Geschichte der Städte nichts Zäheres und Unverrückbareres gibt als die Straßen- und Grundstücksgrenzen, die noch der moderne Katasterplan festhält. Auch der Stadtgrundriß von Rottweil spiegelt den ersten Gründungsplan, und wir stehen vor der Frage, wie denn dann diese Stadt in ihrer Frühzeit wohl ausgesehen haben mag, zumal selbst die großen Kirchen weitgehend erst etwas jüngerer Zeit angehören. Gleichsam als Gedankenspiel wollen wir uns daher einmal in die Gründungszeit der Stadt zurückversetzen und die Entstehung ihrer baulichen Form miterleben. Wir werden dabei sehen, daß sich auch das uns durch alte Ansichten, allen voran die unübertrefflich detailgenaue Pürschgerichtskarte von 1564 (Abb. 4), leichter zugängliche spätmittelalterliche Stadtbild von dem hochmittelalterlichen grundsätzlich unterschied.

### *Ursprung*

Das älteste Siedlungszentrum Rottweils befand sich weiter südlich, beidseits der Ufer des Neckars im Bereich der heute so genannten Altstadt. Dort lag in römischer Zeit das bedeutende Arae Flaviae, dessen architektonischen Rang reiche Grabungsergebnisse immer wieder dokumentieren. Im frühen Mittelalter entstand in seinen Ruinen eine Ursfarrkirche, deren Nachfolgerin die heutige Pelagiuskirche ist. Auf der Höhe diesseits des Flusses lag der von einem riesigen Wall umschlossene weitere Bereich eines Königshofes, an den sich vielleicht eine umfangreichere Siedlung anschloß (Abb. 6). Wenig waren wir bisher über die Bedeutung des Bereichs unterrichtet, auf dem in staufrischer Zeit die neue Stadt gegründet wurde. R. Elben hat auf die für die Frühzeit bedeutende Stellung der Patrizierfamilien der Bletz und der Herren an der Waldstraße hingewiesen. Nach der Chronik der Herren von Zimmern soll den Bletz der „Platz“ der Stadt gehört haben und sie sich deshalb später danach genannt haben. Eine Spur weiter führt uns der Name der zweiten Familie, die bis zu ihrem Aussterben auf der Burg Blönberg an der Straße nach



3. Rottweil. Straßensbild mit Kapellenturm

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Neukirch wohnte. Verschiedene Hinweise lassen nämlich vermuten, daß über den Rücken, auf dem heute die Stadt liegt, bereits in früher Zeit ein alter Fernweg lief, eben die zum Schwarzwald führende „Waldstraße“. So findet sich z. B. im Südostbereich der Neckarschleife um die ehemalige Vorstadt in der Au der Flurname „Rennersteich“, der als zu Renners Teich (Teich = Geländevertiefung) personalisierte Bezeichnung Rennsteig gedeutet werden könnte. Eine sinnvolle Deutung würde damit die merkwürdige Lage des am Ausgang des Mittelalters im Besitz der Herren von Zimmern genannten Bürgles in der Au erfahren, dessen Vorgänger als kleine, möglicherweise in spätkarolingisch-ottonischer Zeit entstandene Turmhügelburg hier den Flußübergang geschützt hätte. Vielleicht stand zu ihr die im Dreißig-

jährigen Krieg abgegangene Michaelskapelle auf dem höchsten Punkt der Au in Beziehung, deren Patrozinium auf ein höheres Alter hindeutet. Als „Katzensteig“ erklimmte der Weg die Höhe des Stadtplateaus, um dort in Richtung Zimmern weiter nach Westen zu führen. Hier – also im späteren Stadtbereich – läßt sich aus mehreren Beobachtungen der Schluß ziehen, daß sich anstelle der Kapellenkirche schon vor der Stadtgründung ein Bauwerk – wahrscheinlich ebenfalls eine Kapelle – befand und die Entwicklung des Stadtgrundrisses zeitlich von einem Geschehen im unteren, d. h. östlichen Teil der Stadt ihren Ausgang nahm: neben rein historischen Überlegungen kann man nämlich auch baulich in der burgartigen Erweiterung der Unteren Hauptstraße so etwas wie einen ersten Siedlungsabschnitt annehmen.

Die eigentliche Anlage der Stadt ist nach einem großen einheitlichen und offenbar sehr schnell ausgeführten Plan entstanden. Interessant ist die Überlegung, ob der Ausbau mit dem Straßennetz und den Hausstellen begann oder mit der Stadtbesetzung, in deren Schutz sich dann die Stadt entwickelte. Der Grundriß der Befestigungsanlagen zeigt geometrisch und in seinen Maßverhältnissen ein so geschlossenes System, daß wir schon von daher die zweite Möglichkeit annehmen müssen. Die Mauerverläufe sind schnurgerade geführt, nehmen also auf keine vorhandene Bebauung Rücksicht, die einzelnen Abschnitte stoßen entweder rechtwinklig zusammen oder in Winkeln, die sich auf das in jener Zeit durchaus bekannte und näherungsweise konstruierbare Fünfeck zurückführen lassen, das zugleich auch bei anderen regelmäßigen Stadtgrundrissen des Hochmittelalters öfters auftaucht. Die wichtigsten Längenmaße bestehen aus geraden Vielfachen eines Grundmaßes von 1 Fuß = 0,3235 m, das sich an den ältesten Bauteilen des Heiligkreuzmünsters ebenfalls nachweisen läßt. So beträgt die Seitenlänge der Mauerzüge entlang des Stadtgrabens und des gegenüberliegenden ehemaligen Nägelgrabens genau 1000 Fuß. Angepaßt wurde das Befestigungssystem nur der Topographie des Geländes, für das die Menschen des Hochmittelalters auf Grund ihrer Wehr- und Belagerungstechnik ein sehr fein entwickeltes Gespür besaßen. Bereits die Grundform der Anlage macht dies deutlich: sie wird aus einem dem Quadrat angenäherten Kern und einem diesem, mit der Spitze auf dem höchsten Geländepunkt, vorgelegten Dreieck zusammengesetzt. Daß das so gebildete Fünfeck als wehrtechnisch aggressive Grundrißform durchaus Teil des baulichen Bewußtseins jener Zeit war, bezeugt nachdrücklich die große Zahl der damals in dieser Form entstandenen Bergfriede, die ihre Spitze jeweils zur topographisch gefährdetsten Seite hin ausrichteten (Abb. 7).

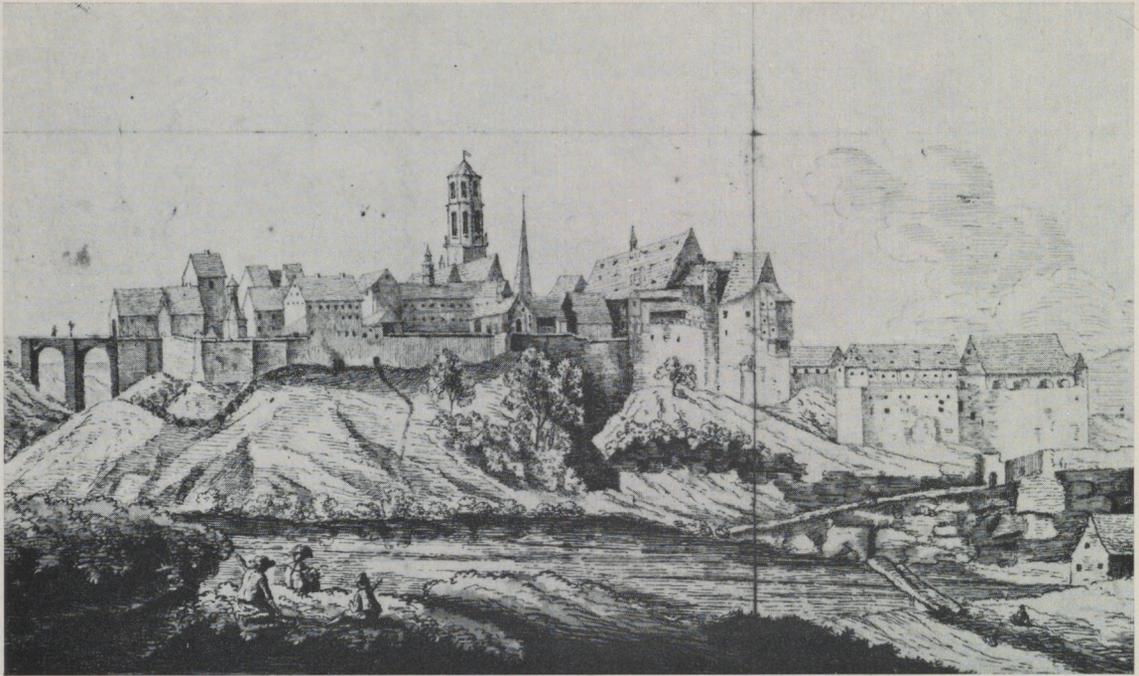
Ein Teil der erhaltenen Rottweiler Befestigungsbauten gehört zu den wenigen ältesten Bauresten, die sich aus der Frühzeit der Stadt erhalten haben. Allen voran der Hochturm, der mit seiner monumentalen Buckelquaderwand auf der Feldseite zu den großartigsten Wehrbauten des Hochmittelalters zählt. Er ist ein sogenannter Schalenturm, der also zur Stadt hin geöffnet war, damit sich kein Feind in ihm festsetzen konnte. Vom ursprünglichen Turm ist nur noch der Schaft erhalten, und selbst hier zeigt eine genauere Betrachtung, daß er aus zwei dicht aufeinander-

folgenden Bauabschnitten besteht. Zunächst reichte er nur bis zum oberen Abschluß der zweiten, kleinen Rundbogenöffnung. Hier ziehen sich auf den Außenseiten Konsolsteine um den Turm, die einen über die Schaftbreite hinausragenden Holzaufbau zu rekonstruieren erlauben. Wenig später wurde der Turm erhöht; die große Nische zur Stadt zeigt bereits die fortgeschrittenere Form des Spitzbogens. Auch dieser Abschnitt besitzt Konsolsteine und besaß damit einen ähnlichen Aufbau wie der erste. Nimmt man eine stetige stilistische Entwicklung innerhalb der Errichtung der Stadtbesetzung an, dann wäre der Unterbau des Hochturms der älteste erhaltene Teil und rückte zeitlich noch vor das Schwarze Tor. Auch bei diesem zweiten uns aus der Frühzeit erhaltenen Befestigungsbau gehört nur der Buckelquaderschaft mit der Spitzbogenöffnung zum ersten Bau. Seine feiner bearbeiteten Quader und die hier häufiger auftretenden Steinmetzzeichen weisen ebenfalls auf eine gegenüber dem Hochturm etwas jüngere Entstehungszeit hin. Der heutige Aufbau entstand erst durch mehrmalige Umbauten nach 1564, denn die Püschgerichtskarte zeigt noch einen bohlenverkleideten Aufsatz mit Walmdach, vielleicht aus der Bauzeit.

Versuchen wir uns ein Bild von der Gesamtgestalt der ersten Stadtbesetzung zu machen, so dürfen wir keinesfalls von den türmereichen Ansichten auf der Püschgerichtskarte und bei Merian ausgehen, die nur die spätmittelalterliche Silhouette zeigen, von der sich aber die hochmittelalterliche stark unterschied. Für die Zeit vor 1250 kann in unserem Raum bei einer geschlossenen Stadtbesetzung in der Regel angenommen werden, daß sie eine reine Mauerbesetzung war und allein über den Toren Türme errichtet wurden. Nur an den für einen Angreifer topographisch günstigen und von der Stadt aus gesehen daher besonders gefährdeten Stellen wurden vereinzelt weitere Türme errichtet. Die Rottweiler Stadtbesetzung bestand aus der Ummauerung der Kernstadt – wohl noch ohne Wehrgänge, teilweise vielleicht zinnenbesetzt –, den Tortürmen Schwarzes Tor, Autor und Hochbrücktor; vor diesem die Brücke, auf den hohen, noch aus der Frühzeit stammenden Buckelquaderpfeilern ruhend (der mittlere steckt durch Auffüllung des Grabens heute rund 10 m im Boden!). Dazu kam die Waldtorvorstadt mit dem Hochturm und Flötlin- bzw. Neutorturm an den entsprechenden Straßenausgängen. Wir werden weiter unten sehen, daß die Verteidigungsfähigkeit der hochmittelalterlichen Stadt nicht allein durch die Befesti-



4. Rottweil auf der Pürschgerichtskarte von 1564



5. Stadtansicht Ende 18. Jahrhundert. Heimatmuseum Ludwigsburg

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

gungen bestimmt wurde, sondern noch durch weitere Faktoren.

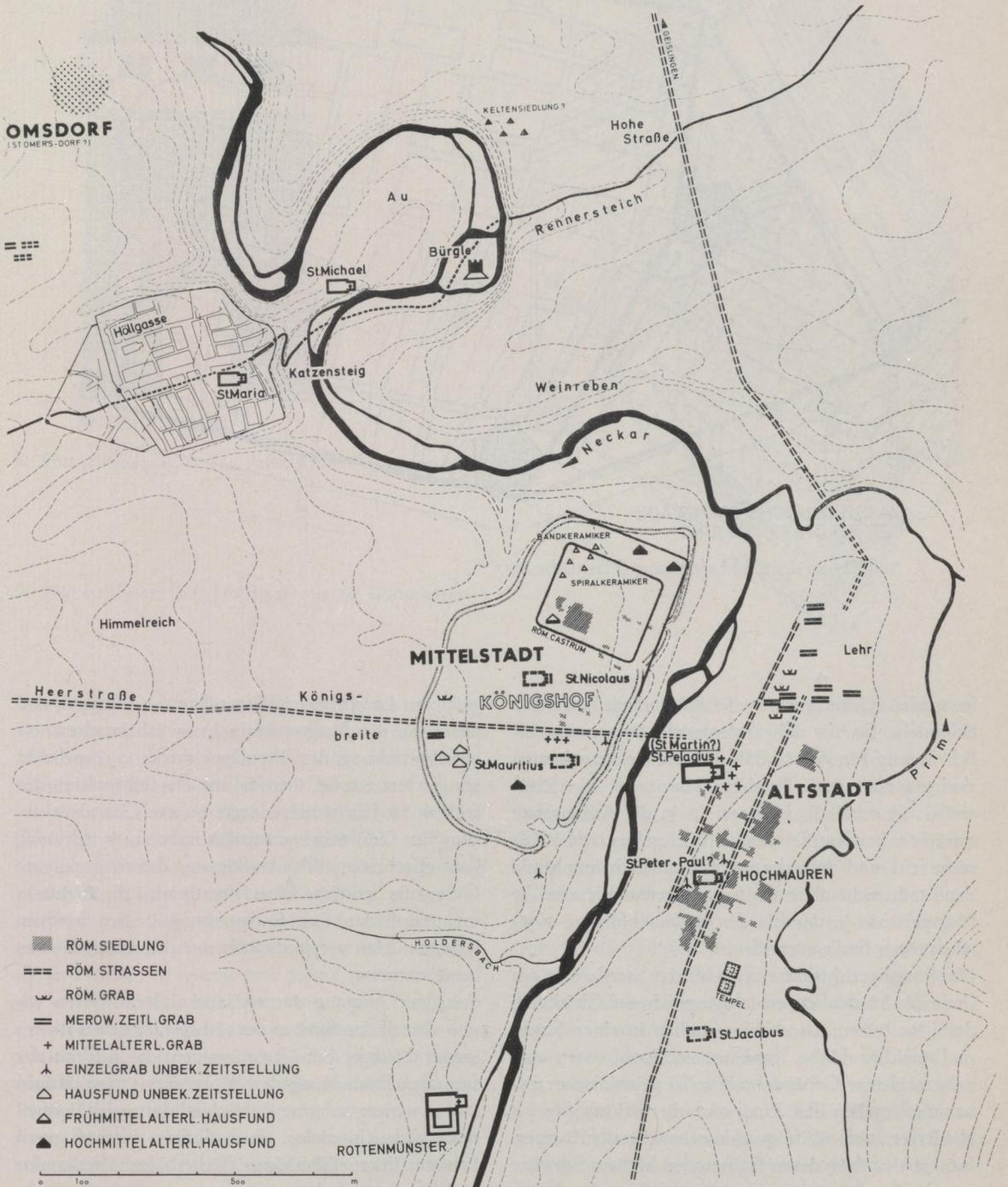
#### *Hofstätten*

Allgemein wurden bei der Gründung der hochmittelalterlichen Städte die Baublöcke in sogenannte Hofstätten aufgeteilt, die an die Einwohner verliehen wurden und für die der Besitzer dann einen bestimmten Zins, in Rottweil den Königszins, abführen mußte. Die Größe der Hofstätten konnte von Stadt zu Stadt schwanken. In Rottweil ist das ursprüngliche Maß aus dem Stadtplan kaum mehr abzuleiten. Hier kommt uns aber ein im Stadtarchiv verwahrtes Königszinsverzeichnis von 1562 zur Hilfe, aus dem sich die Grundgröße einer Hofstatteneinheit von 80 x 100 Fuß (ca. 26 x 32 m) ermitteln läßt. Grundlegend für die Baublockeinteilung scheint hier jedoch nicht die Hofstätte gewesen zu sein, sondern vielmehr ein Quadratraster von 100 x 100 Fuß, dem jeweils die Gassenbreiten abgezogen oder zugeschlagen wurden, so daß Blockbreiten von 100, 80 und 60 Fuß entstanden.

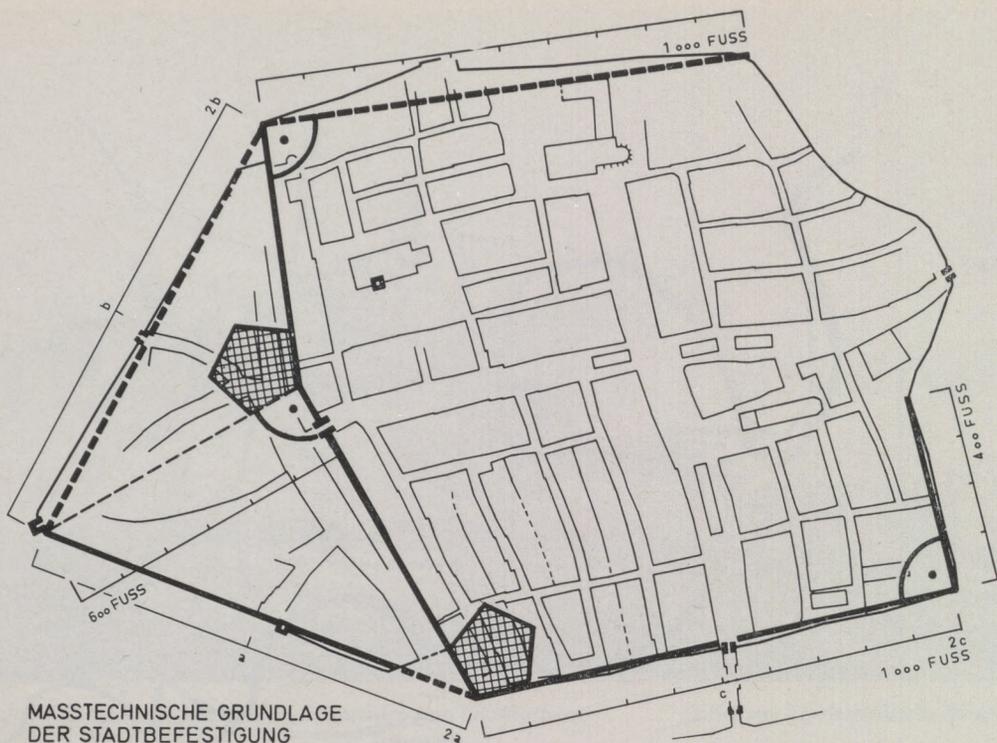
#### *Bürgerhaus*

Das Bürgerhaus Rottweils wird heute in seinem Äußeren, und nur dieses soll uns hier interessieren,

durch konsequenten Steinbau und Traufenstellung bestimmt. Man macht sich jedoch viel zu selten klar, daß wir in allen unseren Städten mit Sicherheit kein Bürgerhaus mehr in das 13. Jahrhundert und nur ganz außerordentlich selten in das 14. Jahrhundert datieren können, auch nur vereinzelt solche aus dem 15. Jahrhundert nachzuweisen vermögen. Die überwiegende Masse der Bauten ist in ihrem heutigen Erscheinungsbild nachmittelalterlich! Die Stadtgestalt einer hochmittelalterlichen Stadt zu rekonstruieren ist daher nicht ganz leicht. Ob die Traufenstellung bereits zu jener Zeit in Rottweil die Regel war, wissen wir vorerst nicht. Es läßt sich dagegen feststellen, daß in unserem Raum der Steinbau das Ergebnis eines erst etwa gegen 1300 einsetzenden Prozesses ist und wir für die Frühzeit mit einem Überwiegen des Holzbaus rechnen müssen. So wurden auch die ersten Wohnhäuser Rottweils aus Holz errichtet, und zwar in einer Frühform des sog. alemannischen Fachwerks (Abb. 9). Als dessen Kennzeichen darf die weite Ständerstellung gelten, deren Gefache durch lehmbeorfene Flechtwände oder durch Bohlen geschlossen wurden. Das Gerüst wurde durch die schon seit der Spätantike bekannten Kopf- und Fußbänder ausgesteift, d. h. an die Rahmenhölzer angeblattete Bohlen, wie auch die übrigen Holzverbindungen aus durch Holznägel zusammengehaltenen Verblattungen



6. Rottweil mit Umgebung im Mittelalter (Planzeichnung)



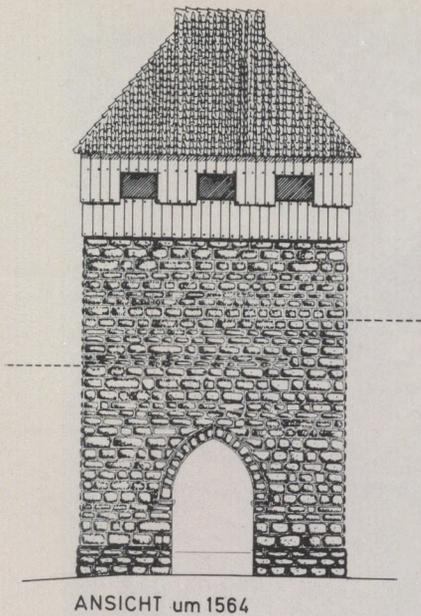
7. Maßschema der Stadtbefestigung (Planzeichnung)

bestanden. Gedeckt waren die Häuser mit hölzernen Schindeln. Da im südwestdeutschen Raum urkundlich bereits für das 13. Jahrhundert Erkerbauten nachgewiesen sind, beruhen sicher auch die Rottweiler „AusstöÙe“ auf einer bis in die Anfangszeit zurückreichenden Tradition. Wir gehen schließlich nicht fehl, und auch das ist für das Erscheinungsbild der Stadt nicht ohne Bedeutung, wenn wir uns die Holzgebäude in der für den frühen Holzbau typischen roten Farbe vorstellen.

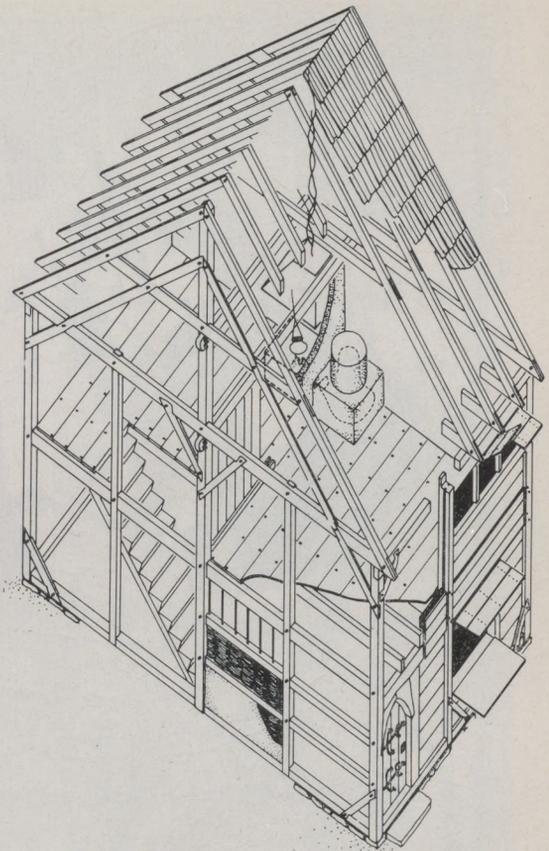
Die Pürschgerichtskarte zeigt für das Straßenbild am Ende des Mittelalters ein ausgesprochenes Gleichmaß der Hausreihen. Die Häuser stehen in einer Flucht und gleicher Höhe, gemeinsame Dachformen und nahezu gleiche Gebäudebreiten bei geschlossener Bebauung ergeben den Eindruck sehr gleichmäßig gegliederter, einheitlich geschlossener Straßenfronten. Linienhaft folgen deren Flächen den leichten Schwüngen der StraÙenzüge, und ohne daß deren Lauf eine rhythmisch räumliche Aufgliederung erfährt, reiht sich gleichgestaltetes Haus an Haus. Da sich der allgemeine Steinbau in Rottweil im Laufe des 14. Jahrhunderts durchgesetzt hat, dürfen wir auf Grund der

größeren Langlebigkeit dieser Bauweise folgern, daß durch sie die Baugestaltung jenes Jahrhunderts bis zur Entstehung der Pürschgerichtskarte regelrecht konserviert wurde. Gerade auf die Stilsituation des frühen 14. Jahrhunderts trifft unsere Charakterisierung der StraÙenbebauung durchaus zu: Verneinung von Plastizität, Wandauflösung, das transparente Gitter, die „gotische Linie“, bestimmen die Architektur und finden ihre Entsprechung in den anderen Künsten. Man vergleiche hier nur den Unterbau des Kapellenturms.

Seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts treffen wir nun aber in den Städten des südwestdeutschen Raums immer häufiger auf Verordnungen, die sich mit der formalen Erscheinung der Wohnhäuser beschäftigen und durchweg auf eine Vereinheitlichung des Erscheinungsbildes hinzielen. Ihr ständiger Kampf gegen Lauben, Erker, Überhänge, KellerhäÙe, Zierkamine und für die Einhaltung einer gemeinsamen Bauflucht zur StraÙe und bestimmter Gebäudehöhen zeigt, daß wir für das 13. Jahrhundert zunächst ein sehr viel plastischer und malerischer gestaltetes StraÙenbild annehmen dürfen. Schließlich erfahren wir aus den



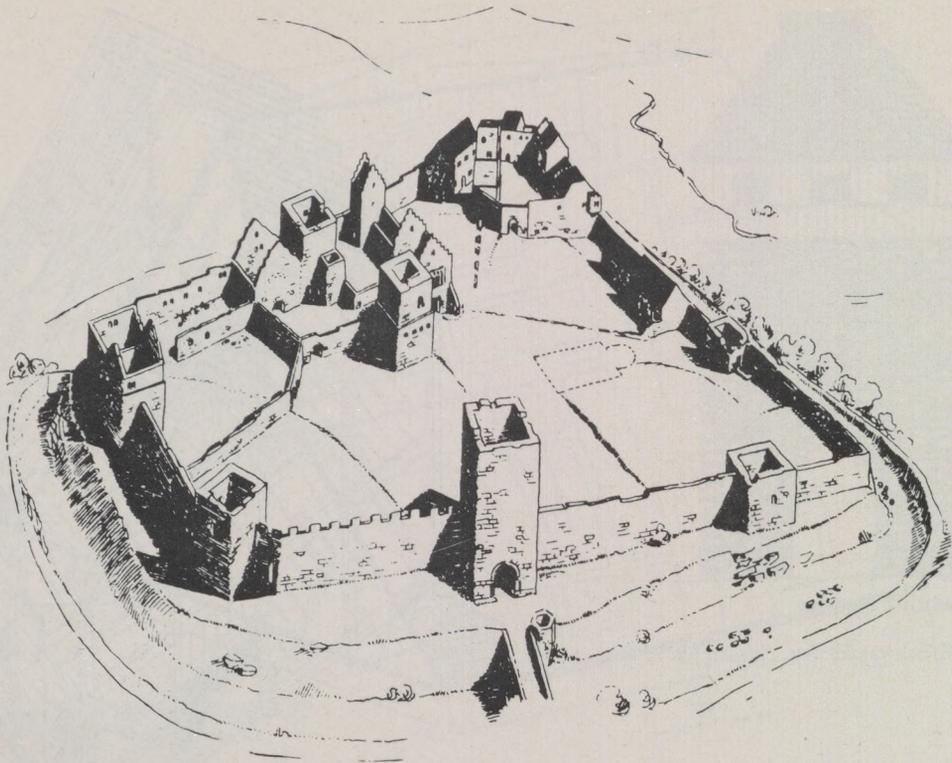
8. Rottweil. Schwarzes Tor. Ansicht um 1564



9. Rekonstruktion eines Holzhauses im 13. Jahrhundert

Schriftquellen, daß wir in Rottweil bis ins 14. Jahrhundert noch mit einer größeren Zahl von Gebäuden verschiedener Zweckbestimmung innerhalb gehöftartiger Anlagen rechnen können (Scheuern u. ä.), die im Laufe der Entwicklung von den größer werdenden Wohnhäusern aufgeschluckt wurden. Wie z. B. die von plastischer Körperlichkeit getragene Cathedralplastik des 13. Jahrhunderts bei größter architektonischer Bezogenheit und vollem Eingebundensein doch jeder Figur unverwechselbare Eigenständigkeit gab – dieses Prinzip, so scheint uns, prägte mutatis mutandis auch die einzelnen Häuser einer Stadt. Eingebunden in das Ordnungssystem des Stadtgrundrisses versuchte dennoch jedes für sich baulich plastisch seinen Umraum zu erobern und zugleich individuell der Persönlichkeit und dem Temperament seines jeweiligen Besitzers Ausdruck zu geben. Die allgemein sehr viel niedriger anzunehmende Bebauung, zunächst nur zwei, höchstens drei Geschosse, verschob dabei auch wesentlich die Proportionen des Straßenquerschnitts. Die großen Hauptstraßen vor allem wirkten weiträumiger, die Stadt als ganzes flacher. Dazuhin zeigt noch die Pürschgerichtskarte auf den Haupt-

straßen vier Wirtschaftsbauten (Kaufhaus, Metzger, Kürschnerlaube, Brotlaube), die wir in einem Fall bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen können. Neben diesem traditionell stilkritisch faßbaren Gestaltungsprinzip wird das Bild des hochmittelalterlichen Rottweil noch von einem weiteren, soziologisch begründeten Phänomen bestimmt. Wir sind es heute gewohnt, die Bewohner unserer alten Städte allgemein einfach als Bürger zu bezeichnen. Dieser Begriff trifft für die Frühzeit jedoch nur auf die Oberschicht des Patriziats zu, das in Rottweil eine adelsgleiche Stellung besaß und im 13. Jahrhundert zusammen mit dem Schultheiß, dem Beamten des Königs, allein die Geschicke der Stadt bestimmte. Erst mit den sogenannten Zunftkämpfen beginnt eine neue Schicht politisch in unseren Städten eine Rolle zu spielen. So wurden noch bis 1310 in Rottweil Handwerker nicht als Bürger bezeichnet. Da die Patrizier sicher aufwendigere Wohnsitze besaßen als die übrigen Einwohner, ist es für das Stadtbild Rottweils von Interesse, einmal zu untersuchen, wo sie denn nun eigentlich gewohnt haben. Bis etwa zur Mitte des 15. Jahrhunderts zurück können wir zwar beob-



10. Salzburg (Neustadt/Saale): Großburg mit mehreren Ansitzen

achten, daß die reichen Familien oder die jeweiligen Amtsträger der Stadt vor allem die Häuser an den vier großen Hauptstraßen bevorzugten; eine eingehende Untersuchung der Urkunden durch den Verfasser kam aber zu dem überraschenden Ergebnis eines demgegenüber völlig verschiedenen Bildes in der Frühzeit. Hier läßt sich nämlich eine ausgesprochene Vorliebe vor allem für die Randlage im Bereich der Stadtmauern erkennen, wobei sich die Sitze zugleich um die Stadttore häufen. Wie u. a. die Lage älterer Steinhäuser als Patrizier- oder Adelsitze in anderen Städten zeigt, darf die Randlage für jene Zeit allgemein als durchaus typisch angesehen werden. Sie kann in zwei Richtungen interpretiert werden: Einmal kommt in ihr eine Abwehrhaltung der Stadt gegenüber zum Ausdruck, man hatte gewissermaßen den Rücken mit Mauer und Tor geschützt und frei, in ihrer Summe bilden die Sitze – und das ist wohl das Wesentlichere – auch einen weiteren Schutz für die Stadt. Diese bildete so gesehen eine Großburg, deren Ringmauer abschnittsweise von den Sitzen einzelner Burgmannen besetzt ist. Ein guterhaltenes Beispiel einer solchen Anlage und daher auch für unsere Vorstellung der hochmit-

telalterlichen Stadt bedeutsames Beispiel stellt die Salzburg bei Bad Neustadt/Saale dar (Abb. 10). Auch ein bemerkenswertes Bilddokument aus der Rottweiler Hofgerichtsordnung von 1435, das auf eine ältere Vorlage zurückgeht, spiegelt diese Stadtvorstellung eindrucklich (Abb. 11). Es zeigt die sagenhafte Belagerung Rottweils durch Kaiser Lothar III. und illustriert sie mit einer Darstellung der Stadt, die, nur mit einem Wall befestigt, aus hinter diesem stehenden festen Steinhäusern heraus verteidigt wird.

#### *Heiligkreuzmünster*

Erste Pfarrkirche der neuangelegten Stadt auf der Höhe blieb zunächst die Pelagiuskirche in der Altstadt. Dennoch wurde alsbald mit dem Bau einer eigenen Kirche begonnen, die zunächst nur den rechtlichen Status einer mit besonderen Privilegien ausgestatteten Kapelle besaß, das spätere Heiligkreuzmünster. Vom ersten Bau ist sichtbar nur ein Wandstück über zwei einfachen, schon spitzbogigen Arkaden (Steinmetzzeichen) erhalten, das sich im Innern der Kirche an den mächtigen Südturm anlehnt. An-



11. Rottweil auf dem Hofgerichtsbild von 1435

lässlich einer Restaurierung und eines Umbaus 1912/1914 wurden jedoch nahezu vollständig die Fundamente jener Kirche freigelegt und auf mehreren Plänen festgehalten. Nach diesen war der erste Bau eine dreischiffige Anlage in der Länge des heutigen Langhauses, vielleicht mit einem einfachen Querhaus, an das im Osten ein nahezu quadratisches Altarhaus anschloß. Offenbar war der Bau zunächst turmlos. Eine Reihe eindeutiger Baubefunde lassen den Bau als Basilika rekonstruieren (Abb. 12). Gestalt und städtebauliche Stellung erscheinen typisch für die Stadtgestalt der Frühzeit. Die Kirche ordnet sich in ihrer Lage ganz dem vorgegebenen Richtungssystem des Straßennetzes unter, weicht daher auch erheblich von der exakten Ostorientierung ab. Deutlich wird hier wieder der ausschließlich profan bestimmte Charakter der ersten Stadt. Noch wird die Stadtsilhouette vor allem von den Türmen der Befestigung geprägt. Einwandfrei läßt sich nämlich nachweisen, daß der schöne Turm mit seinen prächtigen unteren Maßwerkfenstern jünger ist (wohl erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts) und von Anfang an als Einzel-turm ohne Gegenstück geplant war. Nicht also mit dem Kapellenturm, wie noch von W. Beeh angenommen, tritt der Gedanke des repräsentativen Einturms erstmals in Rottweil auf, sondern schon wesentlich früher, was nicht nur für die Ikonologie des Kapellenturms von Bedeutung ist, sondern allgemein für die Geschichte dieses Baudenkens.

#### *Dominikanerkloster*

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lassen sich in Rottweil die Dominikaner nieder, und mit ihnen zieht die ausgereifte Gotik in das Stadtbild Rottweils ein. 1268 wird der Grundstein zu ihrer Kirche gelegt, von der in der heutigen Ev. Kirche zumindest noch weitgehend der Chor mit seinem reichen 7/12-Schluß erhalten ist. Vielleicht stecken im barocken Umbau des Langhauses (1753 f.) noch Reste des ersten Baus, der sich nach deutlich sichtbaren Spuren am ehemaligen Chorbogen unter dem Dach als dreischiffige Basilika rekonstruieren läßt. Hinter der Kirche steht im Unterbau noch der etwa gleichzeitig entstandene Klosterbau. Unser Versuch, die Stadtgestalt Rottweils zeitlich in ihrer Primärbebauung zu fassen, führt zu der Frage nach der Bedeutung des Klosterbereichs vor Einzug der Mönche. Die Rottweiler Niederlassung hat mit denen in anderen Städten die Randlage gemeinsam. Diese Lageform wurde schon früher erkannt und hat verschiedene Deutungsversuche erfahren. R. Krautheimer

erklärte sie einmal damit, daß in diesen Bereichen vor allem das Proletariat als eigentlicher Wirkungsbereich des Ordens gewohnt hätte, aber auch die Billigkeit der dort gelegenen Bauplätze die Wahl des Orts für den vor allem auf Spenden angewiesenen Orden bestimmte. Eine Untersuchung der Gründungsvorgänge im südwestdeutschen Raum zeigt dagegen eindeutig, daß der Platz der Niederlassungen häufig in Adelsbesitz war und in den weitaus meisten Fällen von den jeweiligen Stadtherren oder der Bürgerschaft dem Orden genau angewiesen wurde. Vom Betteln auf der Straße allein konnten die Mönche ihre großen Kirchen nicht errichten, vielmehr fällt gerade bei den Dominikanern die intensive Förderung durch den Adel auf. Ein Hinweis dazu findet sich u. a. in der Sakristei der Rottweiler Kirche, wo ein Schlußstein das Wappen der Herren von Hornberg/Schwarzwald trägt. Wir gehen daher sicher nicht fehl mit der Annahme, daß auch hier sich das Grundstück des späteren Klosters ursprünglich in der Hand einer einflußreichen Persönlichkeit befand.

#### *Spital und Klosterhöfe*

In gleicher Weise könnte auch die Lage des Spitals und der Klosterhöfe einen Hinweis auf die vorausgehende Sozialtopographie der Stadt enthalten. In der wichtigen Nordwestecke der Stadt saßen zunächst die Herren von St. Georgen, vor und hinter dem Schwarzen Tor lagen die Höfe von Alpirsbach und Wittichen; am Stadtausgang beim Hochbrücktor lag der Hof von Rottenmünster. Am unteren Stadtausgang existiert noch heute das 1275 erstmals genannte, zunächst von Augustinern versehene und in seiner Frühzeit vor allem durch den auswärtigen Hochadel geförderte Spital, das mit seiner Rückseite an die Stadtmauer stößt. Leider sind wir in keinem dieser Fälle über den Gründungsvorgang unterrichtet. Aber selbst wenn eine Reihe dieser Niederlassungen keine Sekundäranlagen darstellen, sondern bereits von Anfang an in der Stadt saßen, spricht dies für unsere These einer Bevorzugung der Randlage für die Frühzeit, wenn man bedenkt, daß damals die Mönche (Patres) oft noch aus dem Adel stammten.

#### *Johanniterkommende*

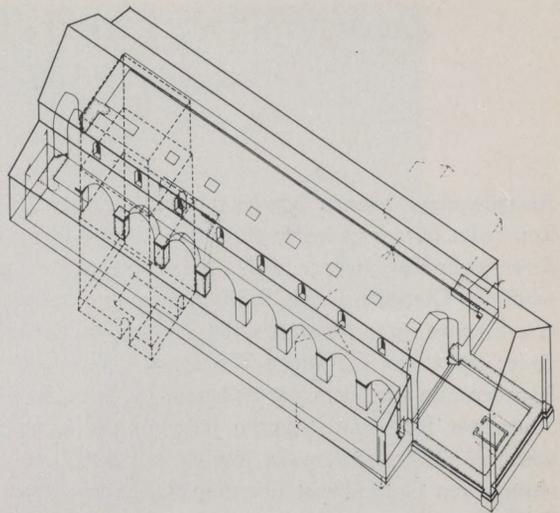
In der Südostecke der Stadt lag der Bereich der Johanniterkommende. Ihre Kirche ist heute bis auf spärliche Reste abgebrochen, und auch die übrigen Bauten geben nur wenig davon wieder, welche bedeutende Rolle als vornehmer Ritterorden die Johanniter

im hohen Mittelalter spielten. Leider hat die Geschichte der Rottweiler Niederlassung bisher kaum Beachtung gefunden. Die Randlage auch dieses Ordens findet ebenfalls ihre Parallele bei den Kommen- den in anderen Städten. Das Bewußtsein, gerade die Niederlassung eines Ritterordens an einem strate- gisch gefährdeten Punkt der Stadt zu wissen, mußte für die Bürger des Hochmittelalters diese Lage nur als Variante zu ihren eigenen festen Häusern erschei- nen lassen. In Mülhausen/Elsaß und Neuenburg/ Rhein übernahmen die Johanniter eine Stadtburg für ihre Niederlassung, und eine ausgesprochene Burg- lage kennzeichnet auch die Rottweiler Kommende. Typisch dafür die Ecklage und die Tatsache, daß die Kommende einst auf den Seiten zur Stadt hin nicht an die übrige Bebauung an- schloß, sondern durch Stra- ßenräume abgetrennt war. Vom Neckar aus gesehen besitzt sie dazuhin den Charakter des Hochgelege- nen. Die ähnlich wie bei der Heiligkreuzkirche durch- geführte vollständige Unterordnung unter das Stadt- grundrißsystem läßt die Frage nach der Entstehungs- zeit der Niederlassung aufkommen. Es scheint, daß sie eine Schlüsselstellung in der frühen Stadtgeschichte einnimmt, zumal die Kommen- den jener Zeit fast ausschließlich durch den Stadtherrn oder sonst einen an der Stadt Hauptinteressierten gegründet wurden. In Rottweil spricht dafür schon die repräsentativ einzigartige Lage. Ein in den Personen und Orten etwas durcheinandergeratener Bericht in der Chronik der Herren von Zimmern läßt die Existenz eines Johanniterhauses in Rottweil bereits um 1190 ver- muten. Zu gleicher Zeit tritt als besonderer Förderer des Ordens in unserem Raum Herzog Berthold V. von Zähringen in Erscheinung.

#### Ergebnis

Unversehens sind wir damit bei der Frage nach dem Zeitpunkt der Stadtgründung und der Gründerper- son angelangt, die wir bisher offengelassen hatten. Ohne die historische Problematik der Stadtgründung Rottweils hier aufrollen zu wollen, sei doch fest- gestellt, daß bereits der Stadtgrundriß formal so viele spätromanische, teilweise schon frühgotische Züge zeigt, daß er wohl kaum früher als in der Zeit um 1200 geplant worden sein dürfte.

Uns ging es hier weniger darum, zu zeigen, daß auch die Beschäftigung mit der baulichen Gestalt einer



12. Heiligkreuzmünster. Rekonstruktion 13. Jahrhundert

Stadt zu neuartigen historischen Fragestellungen füh- ren kann, vielmehr darum, einmal nachdrücklich auf den großen Unterschied zwischen hoch- und spät- mittelalterlicher Stadtform hinzuweisen. Nicht nur Plastik, Malerei und Architektur des Mittelalters unterlagen einem ständigen Wandel der Form, son- dern auch unsere Städte. Sie werden von der Stadt- forschung zum anderen vorwiegend vom Begriff des Markts her gesehen, der zweifellos ein wesentliches Element der Stadt bildet und für ihr innenräumliches Erscheinungsbild von grundlegender Bedeutung ist. Demgegenüber sollte die Stadtform vor allem einmal unter wehrtechnischen Gesichtspunkten dargestellt werden. Kern unserer Betrachtung war dabei die Untersuchung der frühen Sozialtopographie einer Stadt, die das überraschende Ergebnis der Randlagen- bedeutung hochmittelalterlicher Adels- und Patrizier- sitze erbrachte und damit für die Stadtgestalt als Stadtkörper – so wie er von außen in Erscheinung tritt – eine Gestaltqualität erkennen läßt, die sie dem Großburgenbau ihrer Zeit vergleichbar macht. Viel- leicht regen die hier vorgelegten Gedanken an, den angeschnittenen Überlegungen auch in anderen Städ- ten nachzugehen.

*Literatur:* R. Elben, Das Patriziat der Reichsstadt Rott- weil, Stuttgart 1964. – C. Meckseper, Rottweil, Unter- suchungen zur Stadtbaugeschichte im Hochmittelalter, Diss. Stuttgart (im Druck).

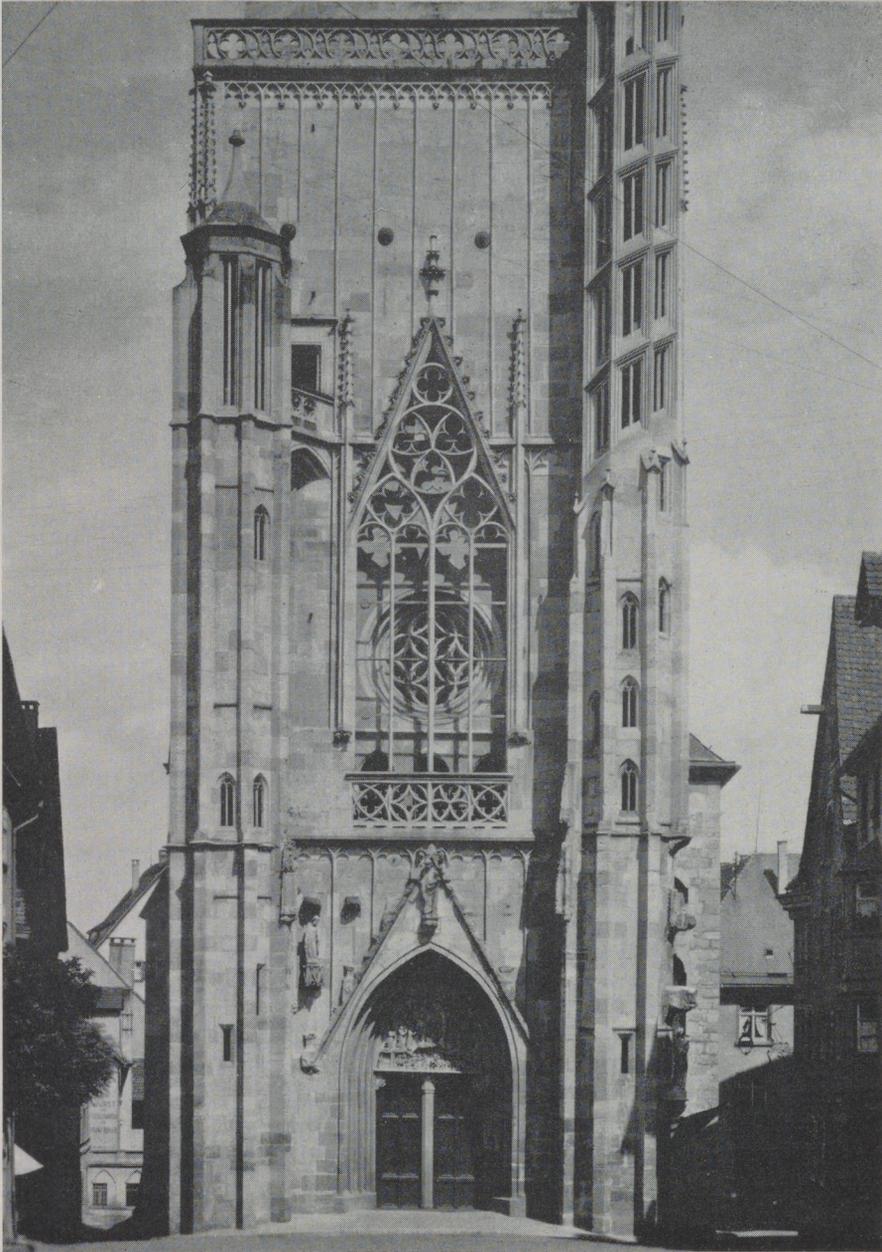
# Zu den Bildwerken des Rottweiler Kapellenturms

Von Wolfgang Beeb

Anstelle einer kleinen Marienkapelle erbauten die Rottweiler Bürger zwischen 1356 und 1364 ein größeres, gleichfalls Unserer Lieben Frau geweihtes, einschiffiges Gotteshaus. Als Wahrzeichen ihrer eben erst errungenen reichsstädtischen Freiheit statteten sie es mit einem mächtigen Westturm, dem sogenannten Kapellenturm aus. Der Chor ist bereits 1478 von dem Stuttgarter Baumeister Aberlin Jörg und das Langhaus seit 1727, nachdem die Jesuiten mit dem Gymnasium den Gottesdienst übernommen hatten, zum Teil abgebrochen und neu aufgebaut worden; ein paar Jahre vor dem Chor Neubau hatte man schon dem Turm die oberen achteckigen Geschosse hinzugefügt. Von der Anlage des 14. Jahrhunderts haben sich allein seine drei unteren quadratischen Stockwerke erhalten (Abb. 1). Ihr Äußeres schmückten und schmückten teilweise noch Statuen und Reliefs, die schon der großen Anzahl nach mit zum Bedeutendsten gehören, was gotische Monumentalplastik des 14. Jahrhunderts an einer schwäbischen Kirche hinterlassen hat. Sämtliche Statuen und zwei kleinere Reliefs wurden 1904 wegen der Gefahr weiterer Verwitterung vom Kapellenturm entfernt und in die Lorenzkapelle verbracht, die das städtische Museum beherbergt. Die Konzentration der Bildwerke auf den Turm bedingte die Lage des Bauwerkes innerhalb der Stadt. An Schiff und Chor drängen sich die Häuser dicht heran und dulden nur eine schmale Gasse, während ein großer, weiter Platz, der sogenannte Kapellenhof, sich vor der Westseite des Turmes öffnet. Diese ist daher als Schauseite der gesamten Kirche ausgebildet und nimmt entsprechend das Hauptportal auf, dem je ein weiterer, heute von innen vermauerter, schmalerer Eingang an der Nord- und Südseite des Turmes entspricht. Das Untergeschoß des Turmes barg ursprünglich nicht wie jetzt eine Kapelle, sondern war die von drei Seiten von außen zugängliche und durch Türen verschließbare Vorhalle zum Gotteshaus. In dem spitzbogigen Tympanonfeld über jeder dieser drei Türen ist ein Steinrelief eingelassen, das, in einzelne Plattenstücke aufgeteilt, in der Werkstatt der Bildhauer gearbeitet wurde, um dann an Ort und Stelle zusammengesetzt zu werden. Das größte und breiteste unter den Tympanonfeldern ist das des Fasadenportales an der Westseite des Kapellenturmes

(Abb. 2). Nahezu 3 Meter breit und über 2 Meter hoch enthält es ein vielfiguriges Relief mit dem Jüngsten Gericht. Es ist in eine niedrige untere und eine ungleich größere obere Zone durch einen Wolkenstreifen unterteilt, der sich in der Mitte zu einem breiten Wolken thron verdichtet. Auf ihm sitzt frontal in feierlicher Haltung zum letzten Gericht Christus, dessen Gestalt die gesamte Darstellung beherrscht. Die Knie etwas seitlich nach links drehend, hat er den langgestreckten Oberkörper steil aufgerichtet und den Nacken gegen die Klinge eines verzierten Schwertes, das Zeichen seines Richteramtes, gelehnt. Beide Unterarme sind in den Ellbogen abgewinkelt und mit ausgebreiteten Händen erhoben. Das schmale, von weit herabfallenden Haarwellen umrahmte Antlitz mit zwiefach geteiltem Kinnbart ist nach vorne gewandt und der Blick der kleinen Augen in die Ferne gerichtet. Um die abfallenden Schultern ist der Mantel gelegt und dessen rechter Zipfel so über den linken Arm geschlungen, daß die Brust mit der Seitenwunde des Kreuzestodes unbedeckt bleibt. Zu Häupten des Richters stößt aus dem Gewölk in der Spitze des Bogenfeldes links und rechts je ein geflügelter Engel herab und bläst die Posaune zum Anbruch des Jüngsten Tages. Aus den Wolken seitlich am Tympanonrahmen fliegen zwei Engel heraus, die die Leidenswerkzeuge Christi tragen. Darunter knien auf dem waagerechten Streifen der Wolkenbank am Fuße des erhöhten Thrones in strenger Gleichheit der Kopfhöhe die Muttergottes Maria, Maria Salome und Maria Magdalena. Sie sind nur etwa dreiviertel so groß wie die überragende Figur des Richters, zu dem sie für die Menschheit Fürbitte heischend ihre gefalteten Hände erheben. Symmetrisch entsprechen ihnen auf der anderen Seite des Thrones Johannes der Täufer mit unbedecktem Bein als Hinweis auf sein Leben in der Wüste, Petrus mit dem für ihn charakteristischen Haarkranz um den kahlen Schädel und der jugendliche Johannes der Evangelist.

Die niedrige streifenförmige untere Zone führt in zahlreichen kleinen Gestalten die Auferstehung der Toten, die Scheidung der Seligen von den Verdammten und ihre Aufnahme in den Himmel bzw. ihre Abführung in die Hölle vor Augen. Die Hölle wird am rechten Tympanonrand durch einen Eberkopf



1. Kapellenturm von Westen

mit weit aufgesperrem Rachen versinnbildlicht, der Himmel an der gegenüberliegenden Seite durch eine Kirche, die aus einem kurzen Schiff und einem hohen Westturm besteht. Der achteckige als Zentralbau gebildete Chor ist eine Abwandlung des im 14. Jahrhundert erneuerten Vierungsturmes, der sogenannten Bischofsmütze vom Straßburger Münster. In der Mitte des Streifens, direkt unter dem Thron Christi, schreitet ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln

zum Himmelsgebäude und legt seine linke Hand auf den Kopf einer vor ihm aus dem Sarkophag aufstehenden nackten betenden Frau; gleichzeitig wendet er sich zurück und wehrt mit heftiger Gebärde einen großen Teufel ab, der, mit wutverzerrter Fratze zum Engel zurückblickend, die von einem Seil umschlungenen Verdammten zur Hölle treibt. Unter ihnen erkennt man von links nach rechts einen Bischof, einen Zimmermann mit der Axt und einen



2. Westportal. Das Jüngste Gericht

geizigen Kaufmann in kurzem Wams mit einem großen Geldsack um den Hals. Die Frau neben ihm trägt um das runde Gesicht einen Kruseler, eine Form des Schleiers, der in mehreren Reihen mit Rüschen umsäumt ist. Zum erstenmal auf einem böhmischen Fürstensiegel von 1342 nachweisbar und wahrscheinlich am Kaiserhof in Prag kreiert, tritt er im Innern Deutschlands zuerst an den beiden 1351 begonnenen Chorportalen der Heiligkreuzkirche in Schwäbisch Gmünd auf. Wie die Verdammten sind auch die Seligen durch ihre Kleidung und Attribute als Angehörige bestimmter Stände charakterisiert. Links neben dem Engel in der Mitte steht in halbblangem Gewand, den Hut auf dem Kopf, breitbeinig ein Bauer, der die Hacke geschultert hat, und ihm gegenüber in spiegelverkehrter Schrägstellung ein betender Mönch mit übergezogener Kapuze.

Der Selige links daneben unterbricht als einziger die sonst streng gewährte Anordnung der Seligen und Verdammten hinter dem Sarkophag. Er hat sein linkes Bein über den Sarkophag erhoben und ist im

Begriff, über ihn hinwegzusteigen. Bekleidet mit einem kurzen Wams, das auf der Brust mit einer Knopfreihe verziert ist, und einem kurzen Koller, trägt er auf seiner Schulter einen Hammer, der an dem einen langen Ende spitz, am anderen kurzen stumpf zuläuft. Werkzeuge und Kleidung weisen die Gestalt als einen Bildhauer in zeitgenössischer Tracht aus. Offenbar ist es der Künstler des Tympanonreliefs, der sich unter den Seligen in dieser auffälligen Haltung selbst dargestellt hat. Das schmale knochige Gesicht, dessen untere Partie mit dem eckigen Kinn vorspringt und von einem kurzen Bart umrahmt ist, und der ausladende Hinterkopf können vielleicht als selbstporträthafte Züge angesehen werden.

Im Gegensatz zu dem zeitlich kurz vorausgegangen Weltgerichtsrelief am Südportal der Gmünder Heiligkreuzkirche folgt der Rottweiler Bildhauer nicht dem üblichen Schema der französischen gotischen Cathedralplastik, wo das Bogenfeld in gleichhohe Zonen eingeteilt und deshalb auch der Weltenrichter gleichgroß wie die übrigen Figuren, gewisser-



3. Nordportal. Verkündigung an Maria und Anbetung der Könige

maßen vermenschlicht ist. Beim Kapellenturm nimmt er zwei Drittel des Feldes ein und beherrscht als eine übernatürliche Erscheinung die gesamte Darstellung. Diese Auffassung und Gestaltung des Themas greift auf einen altertümlichen Typus zurück, nämlich auf Weltgerichtsreliefs des 12. Jahrhunderts, wie sie uns beispielsweise um 1130 in Moissac oder Autun in Frankreich entgegentreten.

Das schmalere Bogenfeld über dem nördlichen Portal des Kapellenturms ist ebenfalls durch einen Wolkenstreifen in zwei Felder geteilt (Abb. 3); im unteren

ist die Anbetung der Könige und im oberen die Verkündigung an Maria dargestellt. Von links schreitet der leicht vornübergebeugte geflügelte Engel heran, um der ihm gegenüberstehenden Maria die Botschaft zu überbringen. Seine linke Hand hat er erhoben und ein langes Spruchband entrollt, auf das er mit seiner anderen, heute bis auf einen Armstumpf abgebrochenen Hand hinwies. Maria, die frontal vor dem Reliefgrund steht, weicht in der Hüfte etwas nach rechts aus und hält in ihrer Linken ein geschlossenes Buch. Den Kopf hat sie etwas nach links



4. Südportal. Geburt Christi

gewandt und blickt nach oben, wo in einem halb-kreisförmigen Wolkengebilde in der Lünnettenspitze die Halbfigur Gottvaters erscheint, aus dessen Brust sich die Gestalt des kleinen nackten Christusknaben löst und in gestreckter Haltung auf Maria zufliegt.

Dieses Motiv geht auf die Schrift über das „Lignum vitae“ des Pseudo-Bonaventura zurück und wurde zuerst um 1310 von der italienischen Malerei bildlich gestaltet. In Deutschland ist es erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowohl in der Malerei als auch in der Plastik anzutreffen. Es sollte veranschaulichen, daß Gottvater und Sohn ein und dieselbe göttliche Person sind und Gott in der Gestalt des Sohnes Mensch geworden ist. Zu ihm blickt Maria empor und empfängt ihn durch das Ohr. Gegen eine solche realistische Darstellung der Incarnatio hat sich bereits im 15. Jahrhundert der heilige Antonius von Florenz gewandt, und Papst Benedikt XIV. hat sie dann schließlich im 18. Jahrhundert ganz verboten.

Als Symbol der Reinheit und Jungfräulichkeit Mariae steht zwischen ihr und dem Engel die Vase mit der Lilie. Auf Maria sind auch der Stern und die Sonne auf der linken sowie der auf Wolken erscheinende zunehmende Mond auf der rechten Seite des Reliefs zu beziehen. Der Stern gehört aber andererseits auch zu der Szene der Anbetung des Christuskinde durch die Heiligen Drei Könige in der unteren Reliefzone. Auf ihn zeigt nämlich der mittlere König mit erhobener Hand, während neben ihm der nach der Mode gekleidete bartlose junge Kaspar steht und zu dem Christusknaben hinüberblickt. Dieser steht mit einem Beinchen auf dem Knie der in der streifenförmigen Komposition ganz links auf einem Erdhügel sitzenden Maria und wird von ihr mit beiden Händen festgehalten, weil er den Königen entgegeneilen will. Vor ihm ist der greise Balthasar anbetend in die Knie gesunken und streckt mit beiden Händen einen mit Goldstücken gefüllten Stengelpokal dem Kinde entgegen, das ihn, sein lächelndes Gesicht dem Be-



5. Zwei Propheten über dem Südportal (vor Abnahme vom Turm)

schauer zukehrend, mit einer Hand berührt. Miniaturhaft klein blicken am rechten Tympanonrand neben dem jüngsten König hinter einer Felskulis die Köpfe zweier Pferde hervor; das vordere hält ein bewaffneter Knecht am Zügel fest. Er trägt den zeitgenössischen Stückpanzer mit dem ausgezaddelten Schulterkoller, der um 1350 den vorausgegangenen Spangpanzer ablöste.

Im Bogenfeld des südlichen Turmportals knien sich in der oberen Zone vor glattem Reliefgrund auf dem Trennungsgesims zwei geflügelte Engel gegenüber (Abb. 4). Der linke trägt auf seiner weit ausgestreckten Hand einen großen achtzackigen Stern, auf den er mit seiner Rechten hinweist, der andere hält ein kastenförmiges Saiteninstrument, ein Psalterium, mit beiden Händen und greift in die wohl ursprünglich



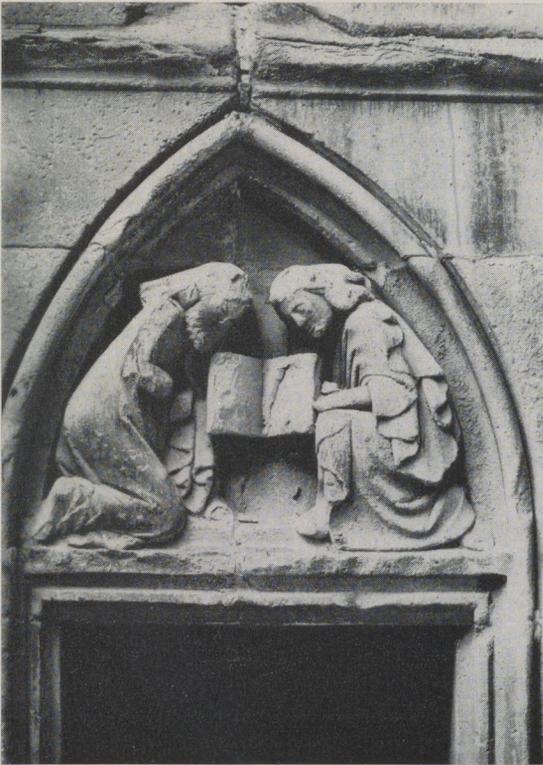
6. Muttergottes von der Südwestecke  
(vor Abnahme vom Turm)

aufgemalten Saiten. Über den Engelsköpfen wölbt sich aus der Reliefplatte eine korbartig geflochtene Krippe, die von einem gotischen Fenster überfangen wird. Es ist in den Reliefgrund hineingemeißelt und durch Maßwerkstäbe in zwei spitzbogige Felder unterteilt, aus denen die Köpfe von Ochs und Esel hervorblicken und sich über die Krippe beugen, wobei der Ochs mit seinem Maul an einem Tuche zerrt, das über dem Krippenrand herabhängt. Es sind also

Figuren und Gegenstände, die eindeutig zu einer Darstellung der Geburt Christi gehören, deren Hauptgruppe aber fehlt. Sie muß sich ursprünglich im unteren Streifen des Bogenfeldes befunden haben, wohin auch die beiden Engel blicken. Wahrscheinlich ist sie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts von der Reliefplatte abgeschlagen worden. Ähnlich wie am Chorportal des Augsburger Domes von 1343, wo das Christkind im Schoß der auf der Lagerstatt aufrecht sitzenden Mutter, begleitet von Joseph steht, wird man sich die Geburtsszene in Rottweil vorzustellen haben.

Im Unterschied zu dem Nord- und Westportal des Kapellenturmes waren an dem südlichen zu beiden Seiten des spitzen Portalgiebels an der Turmwand des ersten Geschosses 14 Statuen der Propheten aufgestellt (Abb. 5). Die Konsolen und Baldachine sowie Kopien von einigen der Statuen (12 Originale in der Lorenzkapelle erhalten) sind heute noch an der alten Stelle vorhanden. In zwei Reihen übereinander, in der unteren 6, in der oberen 8, waren die Propheten angeordnet und jeweils zu einem miteinander diskutierenden Paar zusammengefaßt. Dabei war es so, daß in der oberen Reihe die größeren (136–144 cm) Propheten und in der unteren die kleineren (111–115 cm) Figuren standen. Sie sind also ganz bewußt in bezug auf den Beschauer geschaffen und aufgestellt worden. Ihm sollten die weiter vom Boden entfernten größeren Gestalten der oberen Reihe ebenso hoch erscheinen wie die unteren. In der süddeutschen Monumentalplastik hat, soweit die erhaltenen Figurenzyklen eine Beurteilung zulassen, vor Rottweil noch kein Künstler so konsequent den Standort des Betrachters einberechnet.

Die beiden Propheten, die ursprünglich ganz außen links an der Wand standen, wandten sich nicht wie die übrigen ihrem jeweiligen Nachbarn zu, sondern nach links zu der Südwestseite des Kapellenturmes. Dort nämlich steht (heute durch eine Kopie ersetzt, das Original in der Lorenzkapelle) auf einer Engelkonsole lächelnd die gekrönte Maria und zeigt den Christusknaben auf ihrem Arm allem Volke vor (Abb. 6). Er ist der neue Messias, dessen Ankunft in der Welt die Propheten als Zeugen des Alten Bundes für den Neuen vorausgesagt haben und dessen erstes Erscheinen in der Welt das Geburtsrelief unter ihnen vor Augen führt. Die Wiederkunft des Herrn am Jüngsten Tag enthält als Hauptthema groß ausgebreitet das Bogenfeld des Westportales, dem auch inhaltlich die Szenen des nördlichen untergeordnet sind. Die Verkündigung an Maria und die Anbetung der Könige erweitern die Erzählung vom Erscheinen



7. Relief am nördlichen Treppenturm  
(vor dem Ersatz durch eine Kopie)



8. Relief am südlichen Treppenturm  
(vor dem Ersatz durch eine Kopie)

Christi in der Welt; gleichzeitig ergeben sie auch zusammen mit der Geburtsszene im Südportal ein auf Maria als der Titelheiligen der Kirche bezogenes Programm. Es wird nun jedoch nicht mehr wie noch an den französischen Kathedralen in nebeneinanderliegenden Portalen an der Fassade ausgebreitet, sondern es umspannt den Turm wie eine Klammer. Um den chronologischen Ablauf und die Bezüge untereinander zu erfahren, muß vom Betrachter der Turm umschritten und durchquert werden. Um die räumlich voneinander entfernten Elemente des Zyklus formal und inhaltlich stärker miteinander zu verbinden, hat man auch die Muttergottes, von der üblichen Regel abweichend, nicht an der Mittelstütze eines der Portale angebracht sondern an der Ecke des Turmes.

Die beiden Reliefs über den unteren Treppenturmgang an der Westseite, die 1928 in die Rottweiler Lorenzkapelle verbracht und am Turm durch Kopien ersetzt worden sind, nehmen innerhalb des Figurenprogramms am Kapellenturm eine Sonderstellung ein. Sie gehören nicht der christlich-sakralen

Sphäre an, sondern enthalten Darstellungen, die dem weltlichen Bereich entnommen sind. Ihr Inhalt steht in enger Beziehung zu der ehemaligen Funktion des Kapellenturmes. Dort nämlich trat vor seiner Fassade auf dem Kapellenhof im Angesicht des Weltenrichters im Portalrelief das städtische Gericht zusammen, wurden öffentlich Beurkundungen und Amtseinzetzungen vorgenommen und war im Kapellenturm hinter der Fensterrose bis ins 15. Jahrhundert das wegen seines Einbandes sogenannte Rote Buch untergebracht, das als einer der kostbarsten Besitztümer der Reichsstadt Verfassung und Recht der Stadt enthielt und von ihr ein so streng gehüteter Schatz war, daß es nur von den Richtern eingesehen werden durfte. Dieses halten auf dem Relief in der nördlichen Lünnette des Treppenturmes, über den man zu dem Archivraum gelangte, zwei Männer zwischen sich aufgeschlagen (Abb. 7). Der eine ist bartlos und jung, der andere ein älterer würdiger Mann mit kurzem dichten Bart. Das lange ungegürtete Gewand und das um seinen Kopf geschlungene Tuch, das lose auf den Rücken herabhängt, kennzeichnen ihn als Mitglied



9. Christus vom Apostelzyklus (Lorenzkapelle)

des Ältestenrates der Reichsstadt in seiner vornehmsten Eigenschaft als Angehöriger des städtischen Gerichtes, während der junge Mann ihm gegenüber ein Vertreter des großen Rates ist, der weder Talar noch Richterhaube tragen durfte. Beide sind in die Knie gesunken und legen die Hand auf die Stadtverfassung. Mit dieser Geste und sprechend geöffneten Lippen schwören sie. Es ist damit also die Eideslei-

stung der zuvor von der Bürgerschaft in einem Turnus neugewählten Stadtregierung auf das Rote Buch wiedergegeben. Da nach der Verfassung erst dadurch die Übernahme der Ämter rechtskräftig wurde, stellt es im eigentlichen Sinne die Einsetzung des Rates in sein Amt dar.

Ebenfalls einen Rechtsakt beinhaltet das Relief über der anderen Treppenturmpforte (Abb. 8). Hier kniet sich ein Paar, die Blicke ineinander tauchend, gegenüber, wobei der Ritter im Begriff ist, den Ring in seiner Linken an den Finger der rechten Hand der Frau zu streifen. Heute sind die Hände abgebrochen, aber wir kennen die Gestik von alten Stichen dieses beliebten Reliefs. Im Anschluß an das römische Gesetz war im Mittelalter die Übergabe des Ringes – im Unterschied zum heutigen Brauch handelte es sich nicht um das Wechseln von zwei Ringen – ein wichtiger Bestandteil des Eheschließungsaktes, der bis weit ins 16. Jahrhundert hinein in allererster Linie ein weltlicher Rechtsvorgang war. Der Ring galt als Symbol dafür, daß der Bräutigam der Braut auf dem Rechtswege zuvor die Morgengabe, gewissermaßen den Kaufpreis überschrieben hatte, während sich die Braut durch seine Entgegennahme zur ehelichen Treue verpflichtete. Auch an anderen Orten fanden vor der Kirche Trauungen statt. Das bezeugen nicht nur Schrift- und Bildquellen, sondern auch die Bezeichnung wie Brautportal etwa am Ulmer oder wie Schappeltür am Straßburger Münster, wobei mit Schappel der Brautkranz gemeint ist, den auch das Haupt der Frau beim Kapellenturmrelief ziert. Verbildlicht scheint man die Eheschließung jedoch nur in Rottweil zu haben, die erst durch die Anwesenheit eines weltlichen Gerichtsherrn volle Rechtsgültigkeit erlangte. Als oberster städtischer Gerichtsherr saß der Schultheiß wahrscheinlich vor der Mittelstütze des Westportals und nahm im Beisein von Zeugen öffentlich die Handlung vor, die stellvertretend für alle anderen von der Stadt vor ihrer eigenen Kirche stattfindenden notariellen Beurkundungen am Kapellenturm abgebildet worden ist. Um die Gegenwart des Weltenrichters bei diesen Geschehnissen anschaulich zu machen, wählte man die seine Gestalt repräsentativ hervorhebende Formulierung des 12. Jahrhunderts für das Tympanonrelief.

Die Christusfigur und die zwölf Apostel, die sich neben und über dem Portalgiebel des Westportales an der Wand des Kapellenturmes befanden und heute teilweise durch Kopien ersetzt sind (die Originale ebenfalls in der Lorenzkapelle), wurden bisher nicht erwähnt, weil sie erst später, zum Teil mit ihren alten Konsolen und Baldachinen, dort ange-



10. Zwei Apostel, der linke Thomas (Lorenzkapelle)

bracht worden sind. Ursprünglich hatten sie im Inneren von Langhaus und Chor der 1364 mit dem Kapellenturm vollendeten Kirche ihren Platz, von wo sie bei der Vergrößerung und Barockisierung durch die Jesuiten seit 1727 entfernt und dem Bildprogramm am Äußeren des Kapellenturms integriert wurden. Im Inneren bildeten sie indes nach dem Vorbild im Frei-

burger Münster einen in sich abgeschlossenen Zyklus der zwölf Apostel, die von Christus angeführt werden (Abb. 9). Sie waren an den Wandsäulen des einschiffigen Langhauses und des Chores angebracht und tragen nach der Stelle im Galaterbrief des Paulus als Fundamente und Säulen, auf denen die Kirche gebaut ist, das Gewölbe des Rottweiler Got-



11. Zwei Apostel, der rechte Johannes Ev. (Lorenzkapelle)

teshauses. Christus, der einst mit seiner Linken auf seine Brustwunde wies und in der anderen als Zeichen seines siegreich überwundenen Kreuzestodes die Fahne hielt, stand vermutlich im Chor, wo ihm der kleine kahlköpfige Apostel benachbart war, der sich durch seine Gestik und seinen zweifelnd erschreckten Ausdruck als der auf die Seitenwunde

des Herrn zeigende ungläubige Thomas verrät (Abb. 10).

Diese für den Kapellenturm und sein Gotteshaus geschaffenen Statuen und Reliefs sind stilistisch und qualitativ nicht gleich. Zwei Meister lassen sich unterscheiden, die man, da ihre Namen nicht überliefert sind, im allgemeinen nach den beiden Statuenzyklen



12. Zwei Apostel (Lorenzkapelle)

den Propheten- und Apostelmeister nennt, wobei es jedoch nicht so ist, daß der eine alle Propheten und der andere alle Apostel ausgeführt hat. Vielmehr wirkten beide Bildhauer gleichzeitig nebeneinander und wohl in einer Werkstatt und teilten die Arbeit unter sich und ihre Gesellen auf. Nur 6 der ehemals 14 Propheten des Turmes sind dem Prophetenmeister

als eigenhändige Werke zuzuweisen. Es sind schlanke aufrechte Gestalten, deren Körper hinter den Gewändern verborgen bleiben, nur der um die schmalen Schultern gelegte oder auch kapuzenartig über den Kopf gezogene Mantel lockert das pfahlhafte Aufwachsen der Statuen etwas auf. Im Gegensatz zu den fast gleichförmig drapierten Gewändern stehen

die von plastischem Leben durchdrungenen und sorgfältig durchmodellierten, faszinierenden Köpfe. Im langovalen, von sanft geschwungenen Haarwellen umrahmten Antlitz sind zwischen die dicken Augenknochen kleine mandelförmig geschnittene Augen eingebettet. Während der Blick in die Ferne und dennoch nachdenklich ernst nach innen gekehrt ist, sind die fleischigen Lippen des großen, feingeschwungenen Mundes, an dem ein in zwei Locken sich teilender langer Bart ansetzt, etwas nach vorne geschoben und leicht geöffnet, wie wenn sie Worte formten. Das sanfte Ausschwingen des rückwärtsgeneigten Oberkörpers, die lang auf dem Sockel ausschleifenden Röhrenfalten und der dünne Mantelstoff um die Hüften erweisen die Muttergottes von der Südwestecke des Turmes ebenfalls als eine Arbeit des Prophetenmeisters. Um die eingezogenen Mundwinkel der Mutter spielt ein leises Lächeln, mit dem sie zu dem nach ihrer Gewandbroche greifenden Kind auf dem Arm herabblickt (Abb. 5 und 6).

Vor seinem Auftreten in Rottweil war der Prophetenmeister am Augsburger Dom tätig, wo er in dem 1343 gestifteten Bogenfeld des nördlichen Chorportals den linken Teil der Mariengeschichte ausgeführt hat. Mit ihren S-förmig durchschwungenen, linearen Figuren lassen sie noch deutlich die Herkunft des Bildhauers vom Oberrhein als dem Einfallstor französisch-gotischen Formengutes erkennen. Der zwischen Augsburg und Rottweil eingetretene Stilwandel des Meisters zur säulenhaft-runden, plastisch durchmodellierten Figur geschah durch den Einfluß der Bildwerke an den 1351 begonnenen Chorportalen der Heiligkreuzkirche in Schwäbisch Gmünd, wo Heinrich und sein später nach Prag berufener bedeutender Sohn Peter Parler einen neuen körperhaften, blockhaft-massigen, für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts maßgebenden Figurenstil geschaffen hatten. Der in die Konsolen unter dem Weltgerichtsrelief eingemeißelte und für die Parler eigentümliche Winkelhaken ist Beweis dafür, daß eines der Mitglieder der weitverzweigten Parlerfamilie am Kapellenturm tätig war, in welcher Eigenschaft freilich, ob als Bildhauer oder als Baumeister, ist nicht mit Gewißheit festzustellen.

Weniger eng mit der Gmünder Parlerplastik ist der Apostelmeister verbunden, der ebenfalls vom Oberrhein seinen künstlerischen Ausgang nahm, aber auf dem dort erworbenen Formenapparat beharrte. Er war der altertümlichere und vielleicht deshalb der

ältere, dem Neuen weniger aufgeschlossene Meister unter den beiden. Seinen Evangelisten Johannes aus dem Apostelzyklus etwa übernimmt er fast wörtlich von dem Engel an dem Heiligen Grab im Freiburger Münster, übersteigert aber dessen Bewegung (Abb. 11). Um dem weiten Hintenüberbeugen des Oberkörpers ein Gegengewicht zu geben, muß er das Buch in den Händen des Johannes so übermäßig groß dimensionieren, werden gegenüber dem Vorbild die Falten und Säume gehäuft, die nun als dünne Stege die Figur wie ein dichtes Netz überziehen. Die Skala des Physiognomischen indes hat sich bereichert. In den Gesichtern der Apostel spiegeln sich Empörung und Erregung, kritisches Zuhören mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Augenbrauen, stilles versunkenes Lauschen (Abb. 12) oder ein versonnenes Vorsichhinblicken mit beseelt lächelndem Mund wie etwa bei dem den Zyklus anführenden Christus. Den weitaus größeren Teil der plastischen Arbeiten hat der Apostelmeister Gesellen überlassen, die mehr oder weniger selbständig nach seinem Entwurf und in seinem Stil arbeiteten. Sie vor allem haben das vielfigurige Relief des Jüngsten Gerichtes und dasjenige im Nordportal gemeißelt, während das südliche Geburtsrelief mit seiner malerischen Tendenzen verratenden Gestaltung der Krippe von einem dem Prophetenmeister und der neuen Gmünder Reliefauffassung nahestehenden Bildhauer stammt. Hinzuweisen ist auch auf das holzgeschnittene Kreuzifix im Untergeschoß des Kapellenturms, das aus der Werkstatt des Apostelmeisters hervorging und wahrscheinlich einst als Triumphkreuz unter dem Chorbogen der Frauenkapelle des 14. Jahrhunderts hing.

Der Vollständigkeit halber hier anzuführen, da es im 19. Jahrhundert im Giebelfenster an der Westseite des Turmes aufgestellt war, ist das sogen. Weckenmännlein (heute in der Lorenzkapelle), ein Frühwerk des vor allem durch sein Selbstbildnis im Wiener Stephansdom bekannten Bildhauers Anton Pilgram. Es stellt einen Mann in der Tracht des Fronarbeiters dar, der sich sein Brot, einen zweigeteilten Wecken, in das offene Wams gesteckt hat und niederkniend einen Stein auf der Schulter trägt. Um 1490 zu datieren, ist es wohl für den 1478 an Aberlin Jörg ergangenen Auftrag zum Neubau des Chores der Frauenkapelle entstanden und hatte wahrscheinlich seinen Platz am Fuß des Sakramentshauses, dessen architektonischen Aufbau das Weckenmännlein symbolhaft trug.

Aufnahmen 1–4 und 9–12 Foto Marburg, 5–8 Hebsacker

# Der Tod des Marschalls Guébriant

(gestorben am 24. November 1643 im Predigerkloster zu Rottweil)

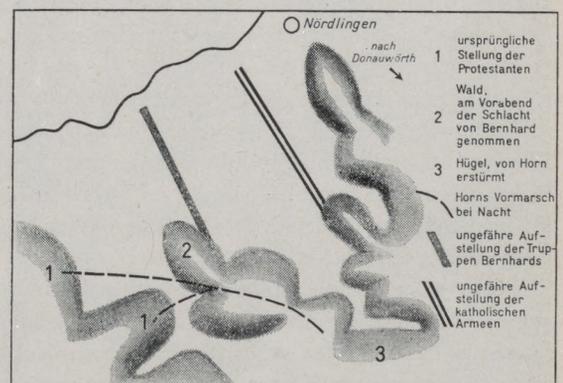
Von Ernst Müller

Eine Geschichte der Reichsstadt Rottweil, besser gesagt eine Landesgeschichte Baden-Württembergs, würde eine Epoche von zehn Jahren (1634 bis 1644), die schicksalwende Bedeutung hatte, einfach aus dem Gedächtnis streichen, wenn sie es unterließe, die Vorgänge jener Jahre mit dem Blickpunkt auf die Gegenwart in ihren großen Zügen nachzuerzählen. In unserer Erzählung hat der genannte Zeitraum, die Schlußphase des großen Glaubenskrieges, historische Wichtigkeit, da hier politische Verhältnisse vorliegen, die bis auf den heutigen Tag, wenigstens was das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich anlangt, Gültigkeit haben. Im speziellen hat die Reichsstadt Rottweil endgültig die Erfahrung machen müssen, daß im Ernstfall ihr Defensivbündnis mit den Eidgenossen praktisch null und nichtig gewesen ist. Eine andere heilsame Erfahrung haben die protestantischen südwestdeutschen Fürstentümer machen müssen, als ihnen seit Erscheinen der Schweden in Deutschland bewußt wurde, daß sie mit ihren eigenen Heeren, auch wenn sie in Bündnissen zusammengeschlossen waren, weder gegen das Reich, noch gegen Schweden oder Frankreich, die damaligen Großmächte, eine selbständige Politik führen konnten.

## Die Schlacht bei Nördlingen

Am 5. und 6. September des Jahres 1643 wandte sich in der Umgegend der von den Schweden schwach besetzten Festung Nördlingen im Ries das Kriegsglück eindeutig den Kaiserlichen und Katholischen zu. Damals schlugen die vereinigten Heere des Königs von Ungarn, des Sohnes Kaiser Ferdinands II. und 1637 dessen Nachfolger, und seines spanischen Vetters, des Kardinalinfanten, die vereinigten schwedisch-deutschen Heere. In der Führung hatten sich beide Heere geteilt, die schwedischen Truppen führte Gustav Horn, die deutschen Bernhard von Weimar. Auf der Gegenseite hatten die beiden Habsburger, obwohl noch unerfahren im Kriegführen, sich doch zu einmütiger Handlung entschlossen. Sie achteten nicht auf die Ratschläge der älteren Generale, der Kardinalinfant gab seine Befehle an seine spanischen Truppen und Reiter in der Stärke von 20 000 Mann;

dem König von Ungarn unterstellten sich die Truppen des Generals von Gallas, die Kroaten des Isolani und die bayerischen Reiter Johann von Werths. Es steht heute unbezweifelbar fest, daß die Protestanten im vornherein schlechter operierten als die Kaiserlichen. Sie waren, wie beiliegende Skizze zeigt, so ungünstig plaziert, daß sie sich gegenseitig nicht beobachten konnten. Während die Kaiserlichen, in der Riesebeine aufgestellt, die Schweden sieben Stunden lang auf die Hesselbergstellung angreifen ließen mit dem üblichen Hin und Her, warteten sie die Ermüdung des Feindes ab. Die deutschen Reiter, die von der Flanke her den schwedischen Angriff nicht unterstützten, sondern von den spanischen wohldisziplinierten Infanteristen und Reitern zurückgedrängt wurden, verwirrten dann rettungslos die zurückweichenden Schweden, indem sie von den Schweden nicht als Freunde erkannt wurden. Nach einem Schlachtbericht soll der Jubelruf „Viva España“ mitten im Pulverdampf die Moral der Kaiserlichen so erregt haben, daß sie den Feind in seinen Stellungen einfach überrannten. Dazu kam: Die zahlenmäßige Überlegenheit der Kaiserlichen 36 000 gegen 22 000. Ferner: Das deutsche Heer unter den Protestanten war weithin schnellrekrutierte Landmiliz, wenig kriegsgeübt, von der Pest geschwächt und durch Gewaltmärsche aus dem Donaugebiet bei Regensburg bis nach Nördlingen in einem außerordentlichen Grade ermüdet.



Skizze der Truppenbewegungen bei der Schlacht bei Nördlingen



Der Eidgenosse krönt in Gestalt eines Landsknechtes den schönen Marktplatzbrunnen in Rottweil

Den Hauptfehler beging sicher der deutsche Condottiere, der, draufgängerisch und ruhmsüchtig wie er war, die Verstärkung seiner Truppen durch die Vereinigung mit dem Rheingrafen von der Pfalz, der knapp zwei Tagemärsche von Nördlingen entfernt war, nicht abgewartet hat. Ein Einverständnis mit dem vorsichtigen Horn kam nicht zustande, aber, was noch schlimmer war, Bernhard schätzte die Zahl der spanischen Truppen auf 7 000 und glaubte einem gefangenen kaiserlichen Major nicht, der die Wahrheit mit 20 000 angab.

Im übrigen ist das Verhältnis der Deutschen zu den verbündeten Schweden seit dem Tode des großen Königs Gustav Adolf in die Zone des gegenseitigen Mißtrauens geraten. Die Heilbronner Liga hatte dem Kanzler Oxenstierna klargemacht, daß die deutschen Protestanten lieber heute als morgen mit dem Kaiser Frieden schließen würden. Indessen, weder Schweden noch weniger Frankreich hatten ein Interesse an einer Beendigung der Kämpfe im Reich. Nördlingen entriegelte darum auch die Eintracht zwischen den protestantischen Verbündeten und trieb die kleinen deutschen Fürsten zwangsläufig in die Arme Frankreichs. Umgekehrt strahlte der Stern des europäischen Habsburg heller denn je auf das europäische Kriegstheater.

Der König von Ungarn schrieb in seinem Quartier: „Der Feind auf solche Manier sich Zerstreut, das man Zehen Pferde Bey einander gefunden . . . Horn ist gefangen, Weimar weiß man nicht, ist er Tod oder Lebendig.“ Schwer schätzbar ist die Zahl der gefallenen Schweden und Deutschen, worunter sich auch 2 000 Mann bäuerlicher Landmiliz des Verbündeten Württemberg befanden. Die Zahl 17 000, die die Sieger angeben, liegt um die Hälfte zu hoch, realistisch dagegen ist die Zahl der 4 000 Gefangenen, die fast alle, Offiziere und Soldaten, in kaiserlichen Dienst traten. Bernhard verlor sein gesamtes Geschütz (54), die Schweden weitere 40 Kanonen. Von den Hunderten von erbeuteten Standarten sandte der Kardinalinfant 50 nach Spanien, darunter auch eine hl. Jungfrau mit ausgestochenen Augen.

#### *Die Besetzung von Südwestdeutschland*

Wir fragen nach den Folgen der exemplarischen Niederlage. Zunächst: Sie war das Ende von Schwedens Diktatur und Kriegeruhm im Reich. Die Schweden gingen aller ihrer Eroberungen in Süddeutschland verlustig, Bernhard, der eine Doppelstellung innehatte, sah sein ihm von der schwedischen Krone zu Lehen gegebenes Herzogtum Franken ebensowenig wieder, wie er seine angestammten Lande Sachsen-Weimar nie mehr gesehen hat. Vergebens versuchte er auf der Flucht von Göppingen aus, die Besetzungen im schwäbischen und fränkischen Kreis zur augenblicklichen Räumung zu bewegen, um sich mit den Flihenden irgendwo vereinigen zu können. Er sprach davon, wenigstens den Rhein zu halten. 240 Kilometer von jener Front entfernt, die er vor zehn Monaten mit der Eroberung von Regensburg aufgebaut hatte, erst in Frankfurt traf er ein gespenstisches Trüpplein der Versprengten.

Doch auch die Kaiserlichen hielten die Einmütigkeit des Handelns von Nördlingen nicht durch. Der Kardinalinfant, von seinem Vetter gebeten, über den Herbst in Deutschland zu bleiben, versagte sich und hielt schnurstracks, begleitet von einigen deutschen Hilfstruppen unter Piccolomini, auf den Rhein zu, denn schließlich waren die Niederlande sein Bestimmungsort. König Ferdinand ging mit seinem deutschen Heer nach Westen mit Marschrichtung Stuttgart im Württembergischen. Ihn begleitete der bayerische Reitergeneral Johann von Werth, ein Experte der Überraschungsangriffe auf fliehenden Feind und ein „Marschall Vorwärts“ im kühnen Handstreich. Unter den Deutschen befand sich auch jener Herzog von Lothringen, dessen Schwester Margarete mit Gaston

von Orléans, einem Bruder König Ludwigs XIII., verheiratet war und dessen Mutter Richelieu aus Lothringen gewiesen hatte, als er es 1632 besetzen ließ. Die Lothringer Dynastie wurde in Wien gastlich aufgenommen.

Auf dem Vormarsch des Königs durch Franken und Württemberg ging alles gut. Der Widerstand der württembergischen festen Plätze ist rasch gebrochen worden. Der junge Herzog Eberhard III. (18jährig) kam vor dem Einmarsch des Königs in Stuttgart noch glücklich von Göppingen aus über den Rhein. Die württembergischen Stände und Räte hatten zwar zur Verteidigung geraten, aber der lebenslustige junge Herr zeigte kein Verständnis für „Religion und Vaterland“. In Württemberg nahm man ihm seine feige Flucht übel, wenn man sich auch nicht von der angestammten Dynastie trennen wollte und trotz bitterster Armut dem Herzog nach Straßburg, wo er sich neben manchem anderen Fürsten Südwestdeutschlands einmietete und bessere Zeiten abwartete, seine volle Apanage schickte. Freilich eine standesgemäße Heirat war dem verarmten Herzog in Straßburg nicht möglich, doch auch mit ihr rief er den Unwillen des Kaisers hervor, da der Vater der Rheingräfin von Salm General in schwedischen Diensten war.

Göppingen fiel am 15. September, Heilbronn am 16., Waiblingen (Totalzerstörung) am 18., Stuttgarts und Tübingens Magistrate gingen vor die Mauern und baten im Kniefall um Schonung und Gnade. Der König gewährte sie und stellte für die Städte, die sich ihm freiwillig unterwarfen, Schutzbriefe aus. Am Main ging Würzburg verloren, Philippsburg hatte schon von den deutschen Fürsten der schlaue französische Unterhändler Marquis de Feuquière als Brückenkopf für die Franzosen eingehandelt.

Bis zur Rückkehr des Herzogs im Oktober 1638 wurde das Herzogtum von einem kaiserlichen Statthalter in Stuttgart regiert. Doch noch war der Rheingraf nicht besiegt. Auf seinem Rückzug gegen die Pfalz überfiel ihn Johann von Werth bei Calw, wobei die Stadt fast gänzlich geplündert und angezündet wurde. Eines der erschütterndsten Dokumente ist die Schrift des Calwer Dekans Johann Valentin Andreä, genannt Threni Calwenses, in der die Leiden und die Armut der Bevölkerung und die Glaubenshilfe der Protestanten geschildert wurden. Der Lothringer Herzog besetzte die Markgrafschaft Baden-Durlach und die untere Pfalz. Am 27. September trieb ein kühner Flankenangriff Johann von Werths die bei Offenburg rasch gesammelten Truppen des



Schwedische Reitertruppe des weimarischen Heeres um 1638

Rheingrafen bei Willstett/Kehl gegenüber der Straßburger Brücke auseinander. Die Verluste der Protestanten waren groß. Pforzheim und ein großer Teil der bayerischen Pfalz wurden von den Bayern besetzt, Heidelberg war nahe an der Kapitulation. Im Winterquartier blieben die Bayern am unteren Neckar.

Da Rottweil katholisch war und Villingen habsburgisch, kam ihnen nach Nördlingen durch Abzug der württembergischen Besatzung und der Belagerungstruppen, worunter auch ein französisches Reiterregiment unter dem Kommando des Herzog-Administrators Julius Friedrich gewesen ist, eine Befreiung zugute, die freilich zweideutig war, insofern nun die Kaiserlichen die Reichsstadt besetzten. Und wie es Brauch war bei Söldnerheeren, mußten statt der Württemberger eben andere ungebetene Gäste gepflegt und verproviantiert werden.

#### *Richelieu greift ein*

Wie schon angedeutet, verfolgte Frankreich, und da es zunächst ohne die, wenn auch geschwächten, Schweden nicht ging, die Politik einer Fortsetzung der kriegerischen Handlungen in Süddeutschland. Der Kardinal und Premier hat gleich nach Nördlingen versucht, die Niederlage der Schweden durch ein Bündnis mit ihnen und durch Subsidien zu seinem Vorteil auszumünzen. Wir wissen, Lothringen war schon besetzt, die vier rheinischen Fürst-Bistümer sollten dem Kaiser entrissen werden. Am Oberrhein stärkte der Brückenkopf Philippsburg den Einfluß Frankreichs nach Südwestdeutschland. Das nächste Ziel ging auf die Besetzung des Elsaß aus. Was damals in Europa bei dieser Politik ungewohnt war, ist der Vorrang der Staatsraison vor den religiös gebundenen Staatsvorstellungen des Mittelalters und auch der Reformation. Richelieu formulierte damals den Begriff der Souveränität neu. Es war ein rational-politischer Begriff, der eine gewisse nationale Grundlage hatte. Souverain kommt vom lateinischen *supremare*, d. h. unterdrücken, hegemoniale Ansprüche anmelden. Mit der französischen Geschichtsschreibung können wir einig gehen, daß der Kardinal in seinen aalglaten diplomatischen Vertragsformeln mit den Schweden und den Deutschen keine Annektionen der linksrheinischen Gebiete beabsichtigte, vielmehr ging es ihm um die Sicherung der Grenzen. Aber Furcht vor offenen Grenzen? Sie wird erklärlich, wenn wir die europäischen Machtpositionen der deutschen und spanischen Habsburger betrachten. Im Süden Frankreichs bedrohten das Roussillon und Katalonien die französische Grenze. In der Lombardei gehorchte Mailand dem Doppeladler. Also mußte

versucht werden, den Anmarschweg der österreichischen Heere nach Oberitalien über die Graubündner Pässe zu blockieren. Im Osten beherrschten die Habsburger so gut wie die ganze lange Reichsgrenze. Im Elsaß hatten sie ihren Stammbesitz, Hagenau, die Landgrafschaft und die Sundgauer Pforte. Die spanischen Habsburger regierten in der Franche Comté und in Teilen von Hochburgund. Im Norden gehörte ihnen das reichste Land Europas, die spanischen Niederlande mit Brüssel. Das ungewöhnlich kühne und von den Altpolitikern als satanisch empfundene Unternehmen des Kardinals ging nun, den großen Krieg des Reiches gegen das Reich benützend, dahin, die Ostgrenze bis an den Rhein zu sichern und zu diesem Zweck gleichzeitig Spanien, das Krebsgeschwür am französischen Leib, zu schwächen, was am besten mit der Zerstörung des Glaubens an ein Reich unter einem Kaiser geschah und mit der Zerstückelung der Reichsmacht in lauter kleine ohnmächtige deutsche Souveränitäten. Im Großkampf Bourbon gegen Habsburg sollte Frankreich dadurch Sieger bleiben, daß die deutschen Fürsten merkten, Frankreich sei ihr einziger Schützer, der einzige Garant des Friedens in Europa. Nicht mehr der Glauben, sondern die Staatsraison sollen künftighin in Europa das Konzert der Völker und Nationen begründen. Die lateinische Vernunft der klaren Entscheidungen gegen die Tiefen und Unergründlichkeit des Glaubens.

#### *Frankreich verlangt die Rheingrenze*

Ende 1634, nach der gelungenen Okkupation der Markgrafschaft Baden-Durlach, der Rheinpfalz und Württembergs, also den drei protestantischen Fürstentümern, stoppte Frankreich den Vormarsch der Kaiserlichen am Rhein.

Am 1. November hatte Bernhard, der inzwischen zum Heerführer der protestantischen Heilbronner Liga ernannt worden war, den sogenannten Vertrag von Paris unterzeichnet, worin Ludwig XIII. 12000 Mann und eine sogleich zahlbare halbe Million Livres anbot und als Gegenleistung die Sicherstellung des katholischen Glaubens in Deutschland verlangte, die Abtretung von Schlettstadt und Benfeld im Elsaß, und die Beherrschung des Brückenkopfes von Straßburg. Kein Waffenstillstand oder Friede sollte ohne Frankreich geschlossen werden. Der schwedische Kanzler Oxenstierna unterzeichnete diesen Vertrag nicht. Ein halbes Jahr später hatte ihn dann doch die französische Diplomatie so eingewickelt, daß er im Namen Schwedens einen ähnlichen Vertrag mit Frankreich schloß, wie ihn sein deutscher protestantischer Konkurrent Bernhard geschlossen hat. Wenn schon

ein Wiederaufstieg Schwedens in Deutschland möglich werden sollte, dann nicht ohne die französischen Subsidien.

Die Operationen der Rheinbesetzung leitete der französische König zunächst vom Raum Lothringen aus ein, in dem er Marschall de la Force mit 35 000 Mann vorschob. Von seinem Heer zweigte der Marschall das Korps Puisegur ab, das im Rücken der Belagerer von Heidelberg erschien, deren Verschanzungen zerstörte und den Bayern freien Abzug gewährte. Nur über den Winter 1634 auf 1635 hielt Johann von Werth, der über den zugefrorenen Rhein nach Speyer eindrang, die rheinpfälzische Metropole, denn Bernhard hatte schon so viel schwedische und deutsche Truppen mit französischen Geldern gesammelt, daß er am 31. März 1635 Speyer zurückeroberte und die schwache Besatzung gefangennehmen konnte. Richelieus Plan war in den Anfängen einer Besetzung des Elsaß geglückt. Aber nicht geglückt war ihm die Neutralitätserklärung, die sein Agent de Feuquière so klug mit dem bayerischen Kurfürsten Maximilian eingefädelt hatte. Die Beschwichtigungsversuche des französischen Königs und Richelieus entlarvten in den Augen des Kurfürsten die „anmutigen schönen terminos“ als verräterische Heuchelei. Bayern, das sich trotz seiner Kriegschädigung mit dem Württemberg entrissenen Amt und Feste Heidenheim vom Kaiser betrogen fühlte, wurde durch den Betrug Frankreichs in bezug auf die Besetzung linksrheinischer bayerischer Gebiete erneut zum mächtigsten Bundesgenossen Habsburgs und brachte mit seinen auf 18 000 Mann geschätzten Truppen 13 Jahre lang gewaltiges Blut- und Geldopfer. Durch die Handlungsweise des bayerischen Kurfürsten wurde eindeutig klar, daß die französischen Verträge mit den Schweden und den vier oberen Reichskreisen praktisch gar keinen Wert hatten. Die französischen Subsidien nützte Bernhard nun zu seinem eigenen Vorteil aus. Er wußte: was er bei den Schweden verloren hatte, das konnte er bei Richelieu wieder gewinnen. Er war sich klar, es sollte das Elsaß sein. Das paßte nun gut zu den Absichten des Kardinals, denn ihm würde ein von einem deutschen Söldnerheer erobertes Elsaß genauso nützlich sein, wie ein von französischen Truppen erobertes. Doch Bernhard mißtraute den lockenden Gerüchten aus Paris und entzog sich lange Zeit den vertraulichen Angeboten der französischen Regierung und des Agenten Feuquière. Als aber das Stichwort Entschädigung fiel, da ging Richelieu darauf ein, zumal der deutsche Söldnerführer mit der Meuterei seiner Offiziere und Soldaten drohte und Geldmangel als Ursache anführte. Der schlaue Kardinal



Bernhard von Sachsen-Weimar, geboren 16. August 1604 in Weimar, gestorben 18. Juli 1639 in Neuenburg am Rhein. Kupferstich von J. Dürr um 1660 nach dem Gemälde von C. Richter, Berlin, Kupferstichkabinett.

hat nachgegeben und Bernhard im Oktober 1635 zu St. Germain-en-Laye einen Vertrag vorgelegt, der später in Paris erweitert und ratifiziert wurde, wonach Bernhard ein Heer von 18 000 Mann halten sollte, 6 000 Reiter und 12 000 Fußsoldaten mit Artillerie, für das die französische Regierung ihm vier Millionen Livres jährlich versprach, außerdem einen persönlichen Zuschuß von 200 000 Livres und den Oberbefehl über alle Hilfstruppen, die sie senden wollte. Diplomatischer Vermittler war Guébriant. Der Deutsche sollte als Belohnung eine jährliche Pension von 150 000 Livres und, gemäß einer Geheimklausel, die Grafschaft Hagenau und die Landgrafschaft Elsaß erhalten. Es war nicht ganz klar, ob Bernhards Besitz aus dem Recht des Eroberers über Reichsgebiet verfügen konnte oder ob er als Lehensmann Frankreichs hätte fungieren sollen. So jedenfalls dachte es sich Richelieu. Eine Nebenabmachung war für Richelieu der Versuch, den in das französische Schutzgebiet Straßburg geflüchteten Herzog von Württemberg zu einem Oberbefehl über ein 12 000 Mann starkes Heer zu überreden. Der militärische Zweck sollte die Entsetzung von Philippsburg sein, das in kaiserliche Hände gefallen war.

Der Herzog lehnte ab, stellte aber württembergische Truppen, was ihn weiterhin mit seinen Ständen entzweite, die eine Aussöhnung des Geflüchteten mit dem Kaiser verlangten. Aber diese Aussöhnung betrieb Herzog Eberhard III. sehr lässig. Er hatte zwar in Offenburg eine Unterredung mit dem jungen Kaiser, für dessen Wahl am 22. Dezember 1636 er in Regensburg seine Stimme abgeben ließ, aber die Verhandlungen, die sein Bruder Prinz Wilhelm führte, zeigten immer wieder, daß der junge Herr sich seiner unwürdigen Lage nicht bewußt war. Als der Kaiser nun auch die Übergabe des Hohentwiel verlangte, die als einzige Festung nach Nördlingen sich nicht ergeben hatte, nahm der württembergische Kommandant Konrad Wiederhold die Partei der Franzosen, in deren Dienste er als Kapitän getreten war, und verweigerte seinem Herzog den Gehorsam. Wiederholds Plünderungszüge bis hinauf nach Rottweil waren gefürchtet.

#### *Kein Glaubenskrieg mehr, sondern ein Machtkrieg*

Nach Nördlingen nahm der Krieg, das soll in ein paar Strichen bezeichnet werden, eine andere Form an. „Der große geistliche Kampf“, der nach Ranke „seine Wirkung in den Gemütern vollbracht hatte“, hat gewiß bis 1634 die Aktionen beherrscht und auch dem Glaubensfuror seine grausamen Opfer abgefordert. Doch nun war ein anderes Geschlecht, andere Kriegsherren, andere Staatsmänner waren herangewachsen, für die der Religionskrieg keine Wirklichkeit mehr bedeutet hat. Das Gegeneinander von Katholiken und Protestanten hatte seinen Sinn verloren. Frankreich griff nur anfangs als katholische Macht in die Händel der deutschen Katholiken ein, Schweden schloß nun auch Bündnisse mit katholischen Mächten. Die Interessen außerdeutscher Staaten hatten nun Vorhand, wobei Schweden sowohl als Frankreich sich aus den zerstückelten deutschen Territorien ihre Kriegsbeute holten. Die Diplomatie paßte sich auf beiden Seiten dem französischen Vorbild an, das Richelieu geprägt hatte, es war ein vorsichtiges Abtasten des Gegners, es war der Zynismus, der Verträge mit doppeldeutigen Geheimklauseln durchsetzte. Mit Wallensteins Zaudern, Schwanken und Besitzgier hatte es angefangen, Kriege nur für eigene Interessen zu führen. Ein Zweites: der Krieg nach Nördlingen war kein Reichskrieg mehr; der Gedanke an das Reich, das sich nun im Glaubenskrieg selbst zerriß, verblaßte, und an seine Stelle trat die Vielzahl der großen und kleinen Souveränitäten. Die deutschen Fürsten vertraten nicht mehr die „Libertät“

der Reformationszeit, d. h. die Loyalität gegen das Reichsoberhaupt, sondern entlehnten von der starken französischen Souveränität einen Strahl ihrer eigenen kleinen Souveränität. Alle Organisationen des Reiches, wie z. B. die Reichsarmee und die Kreise, wurden so gut wie ausgeschaltet und von dem Machtwillen der Souveräne, der Fürsten manipuliert. Kaiser Ferdinand III., ein kluger, hochgebildeter, aber eng in dem steyerischen Erzherzogshaus erzogen, verzichtete darauf wie noch sein Vater, ein deutscher Herrscher zu sein, er fühlte sich wohl, ein österreichischer Herrscher zu sein. Ein Drittes: sowohl die Heere der Schweden als auch die des Kaisers, die nach Nördlingen gegeneinander antraten, waren stärker als vor 1634 intereuropäisch gemischt. Außer den Spaniern hatte kein Kriegsvolk in den Kriegswirren eine nationale Ehre verteidigt. Unter den schwedischen Kommandeuren waren Böhmen, Polen, Schotten, Niederländer, Franzosen. In den bayerischen Regimentern dienten Türken, Griechen, Italiener und Lothringer. Es gab Katholiken in protestantischen Heeren und Protestanten in den katholischen. Die Stände in den protestantischen Ländern hatten sich weithin an die Wirkungen des Restitutionsediktes von 1629 gewöhnt. Sie hielten es nicht mehr für unmöglich, mit Äbten in einem evangelischen Kirchenregiment zusammenzuleben. Ein Viertes: nach Nördlingen wuchs erst die Anziehungskraft des Soldatenlebens, als das Leben der Bauern und Handwerker auf zerstörten Fluren, ausgeraubten Ställen, geplünderten Kassen nach dem alles beherrschenden Kontributionssystem immer verwickelter und beschwerlicher wurde. Was sollten die unteren Schichten des Volkes noch werden, wenn nicht mit der Uniform, die der Werber gab, einen gesicherten Sold und das Recht auf Beute einzuhandeln? Der Krieg als Geschäft des gewaltig angeschwollenen Trosses mit Weibern, Marketenderinnen, die Diener einschließlich eines undefinierbaren Gesindels, ist auf großartige Weise in Bertold Brechts „Mutter Courage“ erzählt. Auf der anderen Seite die Faszination der Fortuna, die den Existenzlosen auf dem Glücksrad in den Stand eines Marschalls befördern konnte. So darf man auch den Frieden von Prag im Jahre 1635, der sicher einer allgemeinen deutschen Friedenssehnsucht Ausdruck gab, nicht falsch einschätzen. In ihm gestand der Kaiser den Protestanten den Status quo von 1620 zu. Vor allem die protestantische Hauptmacht, der Kurfürst von Sachsen, unterschrieb den Vertrag als Erster. Ausgeschlossen wurden allein die Calvinisten, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach, der Herzog von Württemberg und der abge-

setzte Herzog von Mecklenburg. Nie ist der Friede von Prag ein Friedensbündnis gewesen.

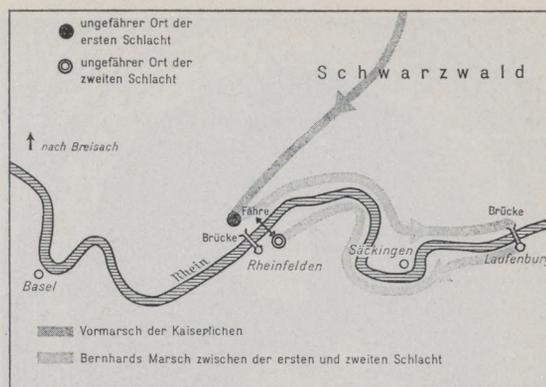
Wie es sich zeigte, war er ein neu formiertes Kriegsbündnis. Die deutsche Verfassungspartei war im Prager Frieden zusammengebrochen.

### Die Offensive Bernhards von Weimar

Immerhin brauchte der deutsche Söldnerführer im Dienste Frankreichs zwei Jahre, bis er seinem Auftrag der Eroberung des Elsaß Genüge tun konnte. 1636/37 operierten am Oberrhein und in den linksrheinischen Gebieten die Kaiserlichen mit viel, wenn auch nicht beständigem Glück. Und der von Frankreich zur Zerstörung der habsburgischen Besitzungen im Hochburgundischen, in der Franche-Comté und in der württembergischen Grafschaft Mömpelgard operierende Bernhard war in diesen Gegenden gebunden.

Im Picardischen Feldzug des Jahres 1637 kam es sogar zu einem gefährlichen Vorstoß der Kaiserlichen in Richtung auf Paris. Johann von Werth vereinigte sich mit den Truppen des Kardinalinfanten der Niederlande. Kaiserliche unter Piccolomini und dem Herzog von Lothringen nahmen teil. Der Bayer führte die Vorhut. Im Tal der Oise verlegte ihm der hier zum erstenmal auftretende General Guébriant bei Guise den Weg. Werth schwenkte ab gegen das Tal der Somme. Am 1. September überfiel er zwischen Compiègne und Montdidier ein französisches Regiment und vernichtete tags darauf eine Kompanie Kürassiere. Zu einem Handstreich auf Paris, wo man den „Doppeladler auf dem Louvre aufpflanzen muß“ ließ sich der Kardinalinfant nicht bewegen. Die Pariser waren so erschreckt über die wilden bayerischen Reiter, daß es zu einer Regierungskrise kam und Richelieu mit seinem Sturz rechnete. Indessen hat die Hauptmacht der französischen Armee die Kaiserlichen zum Rückzug an den Rhein gezwungen.

Außergewöhnliche Erfolge in den Niederlanden hatten denn auch die Schweden. Am 10. Oktober 1637, nach einer halbjährigen Belagerung, ergab sich Breda dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Das war die erste Schlappe, die der Kardinalinfant erlitt. Der Druck auf den Rhein hatte nachgelassen. Endlich vollzog der deutsche Bernhard den französischen Auftrag und überschritt mit schwedischen und deutschen Truppen, zu denen noch 3000 französische Reiter des Marschalls Guébriant stießen, an der Hochrheinfront den Rhein. Laufenburg, Säckingen und Waldshut wurden im Handstreich genommen, Rheinfelden aber, den stärksten der Brückenköpfe schloß er von Süden her ein, indem er sich der etwas östlich ge-



Skizze der zwei Schlachten bei Rheinfelden

legenen Fähre von Beuggen bediente. Doch bevor es zum Angriff kam, waren die Kaiserlichen unter dem italienischen Söldnerführer Savelli und unter Werth aus dem südlichen Schwarzwald herbeigegeeilt (siehe Zeichnung). Den Umweg, den Savelli nahm, benutzte Bernhard, um einen Teil seiner Artillerie und Reiterei vom linken Ufer über den Rhein zu bringen. Savelli gelang eine Entsetzung von Rheinfelden nicht. Der Kampf löste sich in eine Reihe von Scharmützeln auf. Bei diesen Kampfhandlungen drehten sich beide Heere fast vollständig um ihre eigene Achse. Bernhard wäre rettungslos verloren gewesen, wenn er sich nicht durch einen raschen Lauf rückwärts gegen Laufenburg aus der Schlinge gezogen, den Rhein dort überschritten, den Feind in Rheinfelden überrascht und die verwirrt Fiehenden in großer Zahl gefangengenommen hätte. Sein wertvollster Gefangener war Johann von Werth. In Paris wurde ein Dank-Gottesdienst für Werths Gefangennahme abgehalten. Nun war für Bernhard der Weg nach Norden über den Schwarzwald frei. Am 30. März 1638 erschien er mit 3000 Mann, die Guébriant kommandierte, vor Rottweil, dem Glacis des französischen Aufmarschgebietes. Stadt und Landschaft (30 Dörfer) hatten nun wie vor 1634 wieder alle Drangsale der Verpflegung eines großen Heeres, der Betreuung der Verwundeten in den Klöstern, der Plünderung der Früchte des Feldes, der Bezahlung von Kontributionen auszustehen. Ende Mai rückten die weimarischen und französischen Truppen ab.

Am 5. Juni erschien Bernhard vor Breisach, der Schlüsselstellung, die das Elsaß von den rechtsrheinischen Gebieten trennt. Sechs Monate Belagerung waren der Lohn für den Widerstand der starken Feste. Zurückgeschlagen wurde der zum Entsatz zu Hilfe gerufene bayerische Feldherr Götz (ein



Marschall de Guébriant, geboren in Saint Brieux (Bretagne) 1602, gestorben 24. 11. 1643. Die französische Kriegsgeschichte notiert leider bloß seine glänzenden Siege in Holland 1641 und 1642 (Kempen) und dies, daß er als erster General von Richelieu mit einem Korps den Rhein überschritt. Wie sein Waffengefährte Bernhard von Weimar widmete sich der Heerführer ganz seinem Handwerk und opferte ihm das Familienleben. Er ist eine typische Gestalt der Spätphase des Dreißigjährigen Krieges.

Rauhbein aus Brandenburg), der bei Wittenweiler am 30. Juli vernichtet wurde. Sechs Tage später vereinigte sich Bernhard mit den Franzosen unter dem Marschall Turenne. Franzosen und der Kaiser wetteiferten miteinander, entweder die Festung zu entsetzen, oder sie zu erobern. Die Franzosen waren die Stärkeren. Im letzten Belagerungsmonat gingen der Besatzung die Vorräte aus. Pferde, Katzen, Hunde und Mäuse wurden als Nahrung verkauft und Rinds- und Schaffhäute gesotten und gekocht. Ja selbst Fälle von Kannibalismus kamen vor. Am 17. Dezember 1638 erfolgte die Übergabe. In Paris erfuhr man es erst zwei Tage später. Das Ziel war erreicht, die seit Cäsars Zeiten geltende natürliche Rheingrenze hatte Frankreich wieder hergestellt. Sie blieb es mit Wechselfällen bis auf den heutigen Tag. Der Schlüssel zum Rhein und das Tor nach Deutschland war gefallen.

Gescheitert dagegen war die Eroberung Württembergs durch die weimarischen Truppen. Tuttlingen, Balingen, Sulz, die Herrschaft Hohenberg, fielen in ihre Gewalt; Tübingen wurde ohne Schwertstreich besetzt. Aber die eigentlichen Kämpfe fanden zwischen plündernden Kaiserlichen (Remstal) und den 1500 Reitern stark nach Stuttgart vordringenden Schweden statt. Die Kaiserlichen nahmen stärker Rache an den Einwohnern als die Schweden, weil sie die Bevölkerung für ihre protestantische Schwedenfreundlichkeit bestrafen wollten.

#### *Der Tod Bernhards*

Wenn der Herzog nach seinen Erfolgen nun offen das Elsaß beanspruchte, so handelte er nicht anders als Wallenstein, der Mecklenburg, die Rheinpfalz, Brandenburg gefordert hatte, oder Mansfeld, der Hagenau verlangte, oder die schwedischen Marschälle, die Pommern besitzen wollten. In Deutschland hat man ihn als großen Patrioten gepriesen und den Fall von Breisach als deutsche Ruhmestat bewertet. Dem aber steht gegenüber, daß Bernhard trotz seiner Opposition gegen Frankreich nie einen konstruktiven Vorschlag gemacht hat, der für die deutsche Politik hätte eine Zurückforderung des Elsaß begründen können. Mitten in den Rüstungen zu einem neuen Feldzug, der seine Rechte auf das Elsaß bekräftigen sollte, ist der von Fieberanfällen bedrohte deutsche Söldnerführer in Neuenburg am Rhein gestorben. Legenden umrahmten seinen raschen Tod. Man beschuldigte Richelieu der Vergiftung, wengleich es feststand, daß dieser Tod dem in Geldnot befindlichen Kardinal, der seine vielen Subsidiengelder schließlich nicht mehr durch französische Steuererhebungen hat decken können, so gelegen kam, um mit Schiller zu reden, wie der Tod Gustav Adolfs vor sechs Jahren. In seinem Testament, auf dem sich sein Ruf als Patriot vor allem gründet, vermachte er das Elsaß seinem älteren Bruder, falls er es haben wollte. Bei Ablehnung sollte das Land an den König von Frankreich fallen. Freilich war die Abtretung nur auf Kriegsdauer beschränkt, was im Frieden zu geschehen habe, sagt das Testament nicht. Sein gesamtes Heer übergab er seinem Stellvertreter Erlach, einem Schweizer. Sein bestes Pferd vermachte er dem Waffenkameraden Marschall Guébriant. Guébriants Vorschlag an die französische Regierung ging durch, mitsamt dem Kommandeur Erlach wurden die schwedisch-deutschen Regimenter des verstorbenen Herzogs in die französische Armee einverleibt. Sie wurden dem französischen Oberkommandierenden am Rhein unterstellt.

Guébriant stand in den folgenden Kriegsjahren an der Spitze der Truppen, die man in Frankreich Franco-Weimariens nannte, und die in der deutschen Militärgeschichte einmal mit Weimarer im Unterschied zu der französischen Beiruppe bezeichnet, ein anderes Mal aber auch als Abteilung des schwedischen Heeres in den Urkunden aufgeführt wurden. Entschieden, was man auch in der französischen Geschichtsschreibung lesen kann, rangierte der tapfere, draufgängerische Bretone, der bei seinem Waffengefährten Bernhard von Weimar taktisches Operieren mit schnellen Bewegungen gelernt hatte und mehr konnte als seine französischen Kollegen, nämlich Belagerungen fester Plätze sachgerecht durchzuführen, unter den ersten der von Richelieu ausgewählten Marschällen.

#### *Ohne Plan und Entscheidung bis 1643*

Die Jahre von 1640 bis 1643 veränderten im südwestdeutschen Gefechtsraum nach Bernhards Tod nicht viel. Die großen Aktionen der Schweden und Franzosen gegen die Kaiserlichen fanden im Norden des Reiches und im Osten statt. Württemberg genoß seit der Rückkehr seines Herzogs die Vorteile des Prager Friedens. Im Sommer 1640 vereinigte sich der schwedische General Baner mit dem weimari-schen Heer in Thüringen und zog so die Kaiserlichen nach sich. Das Land hatte aber noch die Auflage, die zurückgebliebenen Besatzungen von Schorn-dorf, Asperg, Urach und Neuffen zu verproviantieren. Im Winter auf das Jahr 1641 wurden dem Schwäbischen Kreis 20 kaiserliche Regimenter ins Quartier gelegt, wobei das fast um zwei Drittel geschmälerte Württemberg den sechsten Teil der Kreislasten zu übernehmen hatte. Württemberg hatte den Zustand der tiefsten Wehrlosigkeit erreicht, es war nicht einmal mehr imstande, auch nur zwei Kompanien aufzustellen. Die Kaiserlichen zogen wieder die Schweden ins Land, die im Februar 1641 unter Rosen Calw besetzten, Hirsau plünderten und die katholische Stadt Weil der Stadt einnahmen. Die starke Kriegsbesteuerung forderten aber auch die Bayern in der Kirchheimer Gegend.

Die letzten Zuckungen der dem Zusammenbruch nahen spanischen Macht konnte man bei den Versuchen der Belagerung des Hohentwiel durch General Enriquez beobachten, die mit der Hilfe des schwedischen Generals Rosen scheiterten. Die kaiserlichen Heere litten mehr denn je daran, daß sie die Verpflegung in den verhungerten Ländern nicht mehr aufbrachten, wodurch strategische Truppenbewegun-

gen fast gar nicht mehr geführt werden konnten. Die spanischen Hilfsgelder der regelmäßigen Soldzahlungen blieben aus, die Plünderungen nahmen zu, das Überlaufen von einem Regiment zu einem anderen war an der Tagesordnung, insofern der Soldat dahin ging, wo ihm beste Beute und Nahrung winkten. Die Feldzüge im letzten Jahrzehnt des Krieges entbehrten nicht einer Unübersichtlichkeit, die Kämpfe waren zusammenhanglos und stoßartig. Eine Hauptlinie, wo Schweden, Kaiserliche und Sachsen kämpften, verlief die Elbe hinauf in die habsburgischen Kronländer, eine andere Front zog sich am Oberrhein entlang und durch den Schwarzwald, wo Franzosen gegen Kaiserliche und Bayern kämpften. Friedensversuche des Kaisers auf dem Regensburger Reichstag fanden das Echo der Kurfürsten, haben aber den Vormarsch der Schweden bis vor Prag und an die Donau nicht verhindern können. Versuche des Kaisers, mit Schweden zu einem Separatfrieden zu kommen mit der Absicht, die schwedischen Streitkräfte dann zum Wiedergewinn des Elsasses verwenden zu können, schlugen fehl. Wieder wies Kurfürst Maximilian die französischen Vorschläge einer Trennung vom Kaiser zurück. Gleichwohl war es auch dem starken Bayern widerlich, daß das Reich als Opfer des habsburgisch-französischen Zwiespaltes zugrunde gehen solle, nur weil die Vereinigung der Kronen Spaniens und des Reiches in einem Hause wurzelte. Immerhin mußte Bayern den vollen Stoß der Schweden im Jahre 1641/42 aufnehmen. Damals kam es vor Regensburg zwischen Baner und Guébriant zu Zwistigkeiten. Beide Heere trennten sich, Baner zog sich nach Cham zurück und vereinigte sich erst wieder mit Guébriant in Zwickau. Am 20. Mai ist Baner gestorben. Guébriant kämpfte in Sachsen, an der Tauber, um in Bayern einzufallen. Das war im Januar 1643. Der bayerische General Mercy (ein Lothringer) zog ihm nach Hall entgegen. Im unteren Neckarraum war ein französisch-schwedisches Heer mit einem ungeheuren Troß von etwa 90 000 Pferden aufgestellt, das sich wie ein gefräßiger Wurm langsam neckaraufwärts bis Esslingen bewegte und von den verstärkten Bayern unter Mercy gegen Reutlingen abgedrängt wurde. Eine typische Operation, durch die die reiche, fruchtbare Filder-ebene dem gefräßigen Troß des Feindes nichts nützen konnte. Der Versuch Guébriants, Bayern zu erobern, war mißglückt. Bei Metzgingen verstärkte der Bayer sein Heer durch die Truppen des Herzogs von Lothringen, die Franzosen und Schweden wagten keine Schlacht und setzten ihren Rückzug über Tübingen, Sulz, in das Kinzigtal fort. Das Land, das die Heere

durchzogen, glich einer ausgeraubten Steppe und Wüste. Die Bayern standen im Plündern den Schweden nicht nach. Doch hatten mit dem kämpferischen Guébriant an der Spitze die schwedischen und französischen Weimartuppen immerhin Stuttgart eingenommen und waren bis Mergentheim vorgedrungen.

#### *Die Belagerung von Rottweil 1643*

Im Sommer dann erschien Guébriant in Tuttlingen, um der Donauachse entlang erneut gegen Osten vorzudringen. Mercy zwang ihn, sich gegen Süden ab-

zusetzen. Im Juli kam er in die Gegend von Rottweil und belagerte die Reichsstadt, die starke Wälle, aber eine kleine Garnison hatte. Die Garnison wurde durch Rottweiler Wehrpflichtige, die der Bürgermeister Wölflin ausgehoben hatte, verstärkt und zu hartem Widerstand ermutigt. Ein erster Sturm ist abgeschlagen worden. Darauf ließ der Marschall eine Beschießung folgen, deren Schrecken in jener Zeit furchtbar gewesen sein muß, obwohl nur 375 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Die nachfolgenden Bestürmungen am 25. und 26. Juli waren für die Angreifer teuer. Der Platz konnte nicht genommen wer-

---

Bild rechts: Die Belagerung Rottweils durch Guébriant 1643. Deckengemälde in der Predigerkirche von Joseph Wannemacher 1755.

Das Belagerungsbild, das laut Inschrift am westlichen Rand des Fresko der 33jährige Joseph Wannemacher 1755 gemalt hat, „Accademico Romano Pittore de Tomertinga“ (Kreis Ulm in der Nähe von Blaubeuren), ist das Mittelstück auf einem Tonnengewölbe mit steilen Stiehkappen und umrahmt gegen den Chor von einer besonders prachtvoll gemalten Seeschlacht bei Lepanto (1571) und einem merkwürdig abfallenden, sich in Grautönen verlierenden Fiat Gemälde. Alle drei Deckenfresken gehören zyklisch zusammen, denn sie behandeln wunderbare Gebetserhörungen der gnadenreichen Muttergottes, die von den Dominikanermönchen vornehmlich verehrt wurde. Im Seeschlachtgemälde (Abb. S. 127) betet im Vordergrund in prunkvoller Haltung Papst Pius V. um Errettung aus der Türkennot. Die Schlacht ging als großer Triumph der Christen gegen die Heiden in die Geschichte ein. Im großen Mittelstück ist gar die ganze Rottweiler Gemeinde, Rosenkranz betend, versammelt am westlichen Rand des geschweiften Barockrahmens. Es ist eine theatralisch gestellte Gruppe von hohen Stadtherren, Bürgern, Schwestern in Ordenstracht, vornehm geputzter Patrizierinnen und ärmlich gekleideter Frauen. Ihr Gebet erwirkt das Wunder: der französische Marschall de Guébriant, der auf einer Erkundungsfahrt in die vorderen Batteriestellungen in einer Kutsche begriffen ist (Kutsche nicht historisch), fällt wie ein Leichnam aus dem Wagen. Er wurde bei seiner Erkundungsfahrt von einem Scharfschützen, der ihn von der Stadtmauer aus gesichtet hatte, mit einer Falkonettkugel so am rechten Ellenbogen getroffen, daß er verblutete. Am Himmelsenit ist in vollem Ornat unterhalb der göttlichen Dreieinigkeit die Muttergottes erschienen. Interpretiert heißt das, die göttliche Vorsehung lenkte auf die Fürbitte der Muttergottes die Kugel und befreite dadurch die Stadt von ihrem Belagerer. Die Mönche sprechen von einem *auxilium Rottwilense*, und die Erhöhung bekam den Namen des Mirakels der Augenwende.

Zur Zeit der Belagerung (November 1643) stand in der noch nicht vergrößerten, sondern noch in der Raumgröße des hochgotischen Zustandes der Gründerzeit (Weihe 1268) befindlichen Kirche (heute ist lediglich die Chorpforte aus der Gründerzeit erhalten) ein Rosenkranzaltar, ein sogenanntes Gnadenbild (heute in der Stadtpfarrkirche Heilig-Kreuz), das durch angebliche Heilung von schweren Krankheiten dem Kloster viele Opferspenden eintrug. Bei der Belagerung der Stadt soll sich die hl. Jungfrau entfarbt haben, und zwar in der Nacht

vom 10. auf 11. November 1643, während die Rosenkranz haltende Gemeinde in der Kirche betete. Die hl. Jungfrau wandte die Augen einmal schmerzlich zum Himmel, dann wieder auf das Jesuskind und behielt dieses betrübte Antlitz, bis am 25. November, wo nach Eroberung der Stadt die Franzosen von bayerischen und kaiserlichen Truppen bei Tuttlingen geschlagen wurden, ihre Augen gnaden- und lichtvoll strahlten. Im März 1644 schickte der Konstanzer Bischof eine Kommission zur Untersuchung der Sache nach Rottweil. Nachdem 42 Zeugen geistlichen und weltlichen Standes beteuert hatten, das Wunder gesehen zu haben, wurde vom Magistrat der Beschluß gefaßt, nach Ablauf eines Jahrhunderts allemal ein Jubel- und Dankfest an das Wunder zu veranstalten. Im Jahre 1743 wurde von Papst Benedikt XIV. am 20. September für die achttägige Marianische Feier vom 10. November an, ein vollkommener Ablaß bewilligt. Genau dieses Moment der Augenwende zum sieghaften Strahlen bei der Muttergottes mit dem Rosenkranz und der Verdunkelung der Augen bei dem feindlichen Heerführer hat Wannemacher zum erzählerischen Vorwurf genommen. Freilich übersetzte er die überlieferten Tatsachen der Belagerung in die Sprache des prunkhaften Barocks. Der berühmte Heerführer setzt in einer Staatskarosse zur Besichtigung der Batteriestellung an, riesige Zelte umrahmen den Vordergrund, wie sie uns aus den Campement des 18. Jahrhunderts überliefert sind. Besonders interessierte den Maler die Vielfalt der Bewegungen von Pferden und Reitern. Die Schule von Rubens und Michelangelo ist nicht zu verkennen. Wie eine Theaterkulisse ragt die Stadt Rottweil selbst großartig über den Vordergrund und mit den Fluchtlinien der Marienkapelle, des Heilig-Kreuz-Münsters und des Hochwächters geradewegs in die Mitte der Marianischen- und der Trinitäterscheinung. Übersinnliche Strahlen erhellen den winterlich grauen und gelblichen Naturhimmel und die Wolken. Die Stadt zeigt sich mit ihren türmelosen Mauern als ein Ideal der Barockstadt, die schon längst dem Mittelalter entwachsen ist. Das unebene Kampffeld im Vordergrund kann man richtungsmäßig nicht recht einordnen. Es ist ebenso idealisiert wie die Stadt. Das Predigerkloster selber zeigt sich eingeduckt zwischen das Heilig-Kreuz-Münster und die Marienkapelle. Wannemacher galt als der vielbegehrteste Freskenmaler Südwestdeutschlands und als Spezialist für historisierende Ordenslegenden. Man vergleiche die Franziskuslegende von ihm in Gmünd und die Benediktinerlegende in Allerheiligen in Schaffhausen.



den. Am 26. hob Guébriant die Belagerung auf, als er erfuhr, daß die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen und Johann von Werth der Stadt zu Hilfe eilten. Im November kehrte der Marschall zurück. Seine Armee betrug etwa 20 000 guter weimarischer (schwedischer) und französischer Truppen, unter denen das Regiment der Königin (Anna von Österreich, die Gemahlin Ludwig XIII.) und das Regiment Mazarin waren. Seine wichtigsten Stellvertreteroffiziere waren Schönbeck, von Rosen, von Rantzaу, von Montauzier, von Rocheservieres und der Herzog Friedrich von Württemberg, der Bruder des regierenden Herzogs, der 1638 in die Dienste Bernhards von Weimar getreten war. Der Marschall versuchte, bevor er in die Winterquartiere ging, auf jeden Fall seine Schlappe vom Juli auszubügeln und Rottweil um jeden Preis zu nehmen. Die Garnison bestand aus vier oder fünf Kompanien unter dem Kommando des bayerischen Oberstleutnants Hettlach, aber der Bürgermeister Wölflin und die Bürger hatten ihren alten Widerstandswillen bewahrt, der es ihnen erlaubte, an der Spitze der Belagerten zu kämpfen. Die Einschließung begann am 7. November; Laufgräben wurden auf genaue Weise gegenüber dem Flottleinstor vorgetrieben, das heißt bei dem Mehlsack, dem Turm der Predigerkirche, wo dann die Belagerungskanonen verschanzt wurden. Nach zweitägiger Beschießung forderte am 12. der Marschall den städtischen Magistrat auf, sich zu ergeben, indem er ihn daran erinnerte, dies diene zur Wiedereinsetzung der deutschen Freiheiten, indem er vor Gott und vor den Menschen auf die Verantwortung für Verluste von Menschenleben und Gütern hinwies, die sich aus einer unnützen Verlängerung der Belagerung ergeben würden. Der Bürgermeister Wölflin antwortete mit edlen Worten, kräftigte seine Treue gegen den Kaiser und bestärkte seine Entschließung, die Verteidigung mit Gottes und der Heiligen Jungfrau Hilfe fortzusetzen. Der eine wie der andere diene demselben Gott, aber nicht demselben Fürsten. Die Belagerungsartillerie trat von neuem in Tätigkeit, ohne indessen ernstlich die Wälle zu beschädigen. Am 15. November erfolgten ein neuer Sturm, eine neue Beschießung – ohne Ergebnis. Die Mauern hielten gut. Am 16. erhielt der Marschall von dem heldischen Kommandanten des Hohentwiel, Wiederhold, einen Brief, der ihn mit dem schwachen Punkt der Stadtmauer in der Nähe des Gerbhauses bekannt machte. Eine schwere Batterie wurde daraufhin gegenüber dem angegebenen Punkt aufgestellt, und der Marschall, die Gefahr verachtend, wollte die Aufstellung inspizieren und die Wirkungen beobachten.

Während er ungedeckt vorging, zog er das Feuer eines Falkonnets (kleine Kanone) auf sich, dessen Kugel ihm den rechten Arm zerschmetterte. Blutend trug man ihn auf einer Sturmleiter, und der Feldscher behandelte die Amputation so ungeschickt, daß der Verwundete keine Chance mehr hatte, einem nahen und schmerzhaften Ende zu entgehen. Indessen hatten die Kanonen eine breite Bresche an der von Wiederhold angezeigten Stelle geschossen, und der Platzkommandant merkte, daß die Verteidiger dem Sturm, den die Franzosen in die Öffnung hinein vorbereiteten, nicht mehr lange widerstehen würden. Er setzte die Lage dem Stadtmagistrat auseinander und ließ ihn seine Absicht wissen, man solle um einen Waffenstillstand bitten. Der Magistrat protestierte heftig, aber Hettlach, der glaubte, besonders für die Garnison günstige Übergabebedingungen zu erhalten, schickte sofort Parlamentäre, und in der Nacht vom 18. auf 19. November unterzeichnete in Rottenmünster das Stabsquartier des Marschalls den Akt der Übergabe, deren Klauseln verhältnismäßig weitherzig waren, ebenso sehr für die Stadt wie für seine Garnison, die nach der Abgabe der Waffen freien Abzug hatte. Am 19. zogen französisch-weimarische Truppen unter dem Schmettern der Fanfaren in die Festung ein; der Marschall ließ sich auf einer Tragbahre wegschaffen, man brachte ihn in das Predigerkloster, wo er seine letzten Stunden erleben sollte.

Die Armee führte Graf von Rantzaу. Sie zerstreute sich in die Quartiere der Landschaft. Ein Teil, ungefähr 2 000 Franzosen, Schotten, Irländer und Deutsche bildeten die Besatzung von Rottweil. Ihr Kommandeur war auf eigene Bitte Prinz Friedrich von Württemberg. Die Streitkräfte von Rantzaу stellten sich bei Tuttlingen auf, diejenigen von Rosens bei Mühlheim und der Rest bei Möhringen. Es gab dort auch Damen. Und die französischen Chefs und ihre Verbündeten, die, seitdem der Marschall nicht mehr an ihrer Spitze stand, keine ständige Verbindung mehr miteinander hatten, waren in Unkenntnis darüber, daß bedeutende Streitkräfte der Kaiserlichen unter dem Befehl der Marschälle von Hatzfeld, Mercy und Karl von Lothringen untereinander Verbindung aufgenommen hatten, um Rottweil zu entsetzen. Auch ließ die Wachsamkeit der Franzosen nach, als sie in ihren Quartieren unter einem heftigen Schneesturm angegriffen wurden. Das war am Morgen des 24. November. Die Überraschung war vollständig. Die Einheiten konnten sich nicht mehr fangen, wurden in einzelnen Teilen aufgerieben oder gefangen, während der Marschall in Rottweil im Sterben lag und im Delirium schrie: „O meine arme



Seeschlacht bei Lepanto. Deckengemälde in der Predigerkirche von Joseph Wannemacher

Armee, schnell meine Stiefel, meinen Degen, mein Pferd, alles ist ohne mich verloren!“ Von Rosen konnte Rottweil mit einem Teil seiner Truppen erreichen und Frankreich wieder gewinnen. Er führte den Leichnam des Marschalls mit sich, dessen Eingeweide im Chor der Predigerkirche bestattet worden waren. Die Königinmutter Anna von Österreich gab den sterblichen Resten des Marschalls die Ehre einer Beisetzung in Notre Dame von Paris, in einer der Seitenkapellen (alte Kapelle, St. Martin). Die Skulptur eines Bildes im Medaillon steht über einer langen Inschrift, die die Tugenden Guébriants preist und an seinen ruhmreichen Tod erinnert. „Post multas victorias in obsidione Rothweiliae urbis lethaliter vulneratus capta

urbe magno exercitus desidero et rei publicae damno sublatu est Die XXIV Novembris MDCLIII aetatis XLII.“

*Benützte Literatur:* E. Lavisse, *Histoire de France*, 1900 ff., Vol. 6 und 7, 2. – Le Wurtemberg IV. Partie: *Les Relations historiques avec la France* par J. Noutary, Tübingen o. J. – C. V. Wedgewood, *Der Dreißigjährige Krieg*, 1967. – A. Steinhauser, *Officina Historiae Rottweilensis*, 1950. – S. Riezler, *Geschichte Baierns*, 1878 ff., Band 5. – L. J. von Stadlinger, *Geschichte des württ. Kriegswesens*, 1856. – *Kreisbeschreibung Freiburg*, Band 1, 1965. – E. Schneider: *Geschichte Württembergs*, 1896. – *Vorderösterreich*, Band 1, Ausgabe des Alemannischen Instituts Freiburg, 1959. – F. Betz, *Die Dominikanerkirche zu Rottweil*, 1957. – *Oberamtsbeschreibung Rottweil*, 1875. Aufnahmen Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt.

# Rottenmünster — Reichsstift im Schatten Rottweils

Von Margareta Reichenmiller

Die Geschichte des ehemaligen Klosters Rottenmünster ist vielfach mit derjenigen Rottweils verknüpft, hing mitunter sogar vom Willen der Reichsstadt ab, sie ist aber nicht Teil der Rottweiler Stadtgeschichte im engeren Sinn. Die Stadt und das Kloster trennten Hoheitsgrenzen, beide besaßen seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert Reichsstandschaft und hatten ein eigenes Territorium. Daran änderte rechtlich auch nichts die Tatsache, daß Rottweil im Auftrag von Kaiser und Reich lange Zeit den Schutz des Klosters und die hohe Gerichtsbarkeit in dessen Dörfern wahrnahm. Faktisch freilich war der Stadt dieses Nebeneinander ein Dorn im Auge. So empfand sie ihren Schützling mehr und mehr als lästigen Rivalen, den sie im Grunde nicht ernst nahm, mit Rücksicht auf die Reichsgewalt jedoch respektieren mußte. Aus dem Blickwinkel der städtischen Territorialpolitik ist diese Einstellung auch nur zu verständlich. Das kleine, zudem nicht geschlossene Klosterterritorium bildete hinderliche Enklaven des reichsstädtischen Hoheitsgebietes. Sie letzterem einzugliedern wäre höchst erwünscht gewesen und wurde von Rottweil auch auf alle erdenkliche Weise versucht. Der Schutzauftrag und mehr noch die Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit boten laufend Möglichkeiten einzugreifen. Für Rottenmünster aber stand dabei die Unabhängigkeit seiner Existenz auf dem Spiel. Es verteidigte sie hartnäckig und schließlich erfolgreich. Doch ist nicht zu übersehen, daß die Übergriffe Rottweils das Klosterleben immer wieder erheblich störten, ihre Abwehr die Kräfte der Abtei vom 15. Jahrhundert an bis in die letzten Jahrzehnte seines Bestehens unverhältnismäßig stark in Anspruch nahm.

Doch wenden wir uns zunächst den Anfängen des Klosters zu. Sie sind wenigstens in Umrissen überliefert. 1221 oder etwas früher kauften einige nicht näher bezeichnete Schwestern von Rottweil, die sich vermutlich von der 1217 genannten Klausur zu Hochmauren getrennt und ein eigenes Haus in Rottweil bezogen hatten, von den Kanonikern zu St. Stephan in Konstanz um 200 Mark Silber das zwischen dem Holdersbach und dem linken Neckarufer südlich der Stadt Rottweil gelegene Gut. Es hieß damals Holbainsbach. Die Schwestern erwogen, dort eine neue Heimstätte ihrer Gemeinschaft zu schaffen, waren sich aber zum Zeitpunkt des Kaufs noch nicht end-

gültig schlüssig. So ließen sie das Gut, offenbar in der Hoffnung, in den Zisterzienserorden aufgenommen zu werden, zunächst dem Abt von Salem übereignen, unter der Bedingung, daß es nach dem Willen der Schwestern verwandt werde. Wir wissen nicht, wann der Entschluß, auf dem Gut Holbainsbach das Kloster zu bauen, gefaßt wurde. Es dürfte aber im Laufe des Jahres 1222 gewesen sein, als die Inkorporation in den Orden von Cîteaux in Aussicht stand.

Der neue Name Roten-, Roth(en)-, später Rottenmünster begegnet erstmals 1237, dürfte aber mit, wenn nicht vor der 1224 belegten lateinischen Version „Rubeum monasterium“ aufgekommen sein. Seine Deutung ist unsicher. Eine Salemer Handschrift des 17. Jahrhunderts meint, das Kloster habe in Anlehnung an den Namen der Stadt Rottweil den Namen „Rotmünster“ angenommen. Die lateinische Übersetzung, die die zeitgenössische, von der Farbbezeichnung „rot“ ausgehende Deutung wiedergibt, widerspricht dem nicht. Denn auch die Rottweiler deuteten den Namen ihrer Stadt in diesem Sinne.

Die Vogtei des Gutes Holbainsbach hatten als bischöflich-konstanisches Lehen die Herren von Lupfen inne und an Dietrich von Bodenwach weiterverliehen. Nachdem des letzteren Rechte und Einkünfte aus dieser Vogtei in Höhe von jährlich 14 Schillingen von den Schwestern mit 14 Pfund Silber abgelöst worden waren, ließen 1222 die Herren von Lupfen ihr Lehen im Sinne einer Schenkung zugunsten des geplanten Klosters an den Bischof von Konstanz auf, der die Vogteirechte dann seinerseits im selben Jahr dem Abt von Salem übertrug, „weil dieser hier ein Kloster bauen wolle“.

Sehr aufschlußreich für die weitere Geschichte der Entstehung Rottenmünsters ist nun eine Urkunde des Papstes Honorius III. vom 11. Oktober 1222. In ihr forderte der Papst das Generalkapital der Zisterzienser auf, dem Wunsch der Schwestern nach Aufnahme unter die Töchter des Ordens nachzukommen und sie dem Abt von Salem zu unterstellen, den die Schwestern im besonderen schon als zukünftigen Vaterabt ausersehen hätten.

Diese Urkunde führt an ein Kernproblem der gerade im 12. und 13. Jahrhundert in immer größerem Ausmaß zu klösterlichem Leben drängenden Frauen: die



Kloster Rottenmünster. Nach E. H. Haller, *Das alte Reichsstift Rottenmünster*, 1932, S. 32.

festen Bindung an einen Orden und die davon erhoffte geistliche Führung. Die Benediktiner, die an sich seit dem frühen Mittelalter auch nach der Regel des heiligen Benedikt lebende Frauenklöster betreuten, schieden hierbei weitgehend aus, da ihre Klöster nur dem hohen Adel offenstanden und damit der großen Zahl der vom asketischen Ideal erfaßten Frauen der neuen Ministerialengeschlechter verschlossen blieben. Die jungen Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser aber, die ihre rasche Entfaltung gerade dem Zustrom von Angehörigen des Ritterstandes verdankten, enttäuschten die in sie gesetzten Hoffnungen. Hatten die Zisterzienser jede Seelsorge und damit auch die Betreuung von Nonnenkonventen von Anfang an abgelehnt, so erreichte der Prämonstratenserorden gegen Ende des 12. Jahrhunderts die päpstliche Genehmigung, in Zukunft keine Frauen mehr aufnehmen zu müssen. Trotz solch rigoroser Einstellung – die im übrigen gute Gründe hatte – konnten sich beide Orden aber in vielen Fällen den Bitten von Päpsten, Bischöfen und sonstiger geistlicher oder weltlicher hochmöglicher Gönner nicht

verschließen, so daß im 13. Jahrhundert noch eine ganze Reihe von Prämonstratenserklöstern entstanden und Zisterzienserinnenklöster entgegen dem 1134 schriftlich fixierten, 1220 und 1228 wiederholten Verbot der Aufnahme von Frauenklöstern in den Orden insbesondere in den Jahren 1200 bis 1250 allenthalben aufblühten.

In ihre Reihe gehört nicht zuletzt die Gemeinschaft der Schwestern von Rottweil. Um die Jahreswende 1222/23 dürfte das Generalkapital auf die Fürsprache des Papstes hin die Schwestern in den Orden aufgenommen haben. Am 9. Mai 1224 folgte das päpstliche Schutzprivileg, ausgefertigt entsprechend dem Formular des großen Ordensprivilegs für die Zisterzienser. Wichtigster Punkt dieses Privilegs war die Befreiung von der Diözesangewalt, die sich in der Befreiung von der Diözesansynode, in der Freiheit der Äbtissinnenwahl und in der Herausnahme aus Interdikten ausdrückte. Dank des Rückhalts an Salem konnte Rottenmünster, soweit wir sehen, sie auch dauernd behaupten.

Ihre Inkorporation in den Orden hatten die Schwe-

stern formell der Intervention des Papstes zu danken. Ihre eigentliche Stütze und ihr tatkräftigster Fürsprecher im Generalkapitel war zweifellos der damalige Salemer Abt Eberhard von Rohrdorf. Unter dem Einfluß dieser auch politisch bedeutsamen Persönlichkeit erlangten, den Verboten der Jahre 1220 und 1228 zum Trotz weitere oberschwäbische Klöster die volle Aufnahme in den Orden, so schon vor Rottenmünster Kloster Wald, nach ihm Heiligkreuztal, Heggbach, Baintd und Gutenzell. Sie alle wurden von Salem aus betreut. Dem Vaterabt schuldeten sie andererseits unbedingten Gehorsam.

Die Zugehörigkeit zum Zisterzienserorden bestimmte die Stellung Rottenmünsters zu den geistlichen Gewalten, insbesondere dem zuständigen Diözesanbischof. Für sein Verhältnis zu den weltlichen Gewalten war es entscheidend, daß Kaiser Friedrich II. 1237 den Schutz und die Vogtei des Klosters übernahm, die Ausübung derselben dem damals durchaus von der Reichsgewalt abhängigen Schultheißen von Rottweil übertrug und es so dem Einfluß mächtiger Dynasten entzog. Freilich, auch der von der Stadt gebotene Schutz verkehrte sich später, wie schon angedeutet wurde, in sein Gegenteil. Doch war das zu einem Zeitpunkt, als niemand den nahen Zusammenbruch der Staufer ahnte, als die Verselbständigung der königlichen Städte, ihr Aufstieg zu Territorialherren kaum denkbar schien, nicht abzusehen. Immerhin, die zweifellos starke Bindung des Klosters an Rottweil, die Friedrich II. 1237 schuf, blieb lösbar, Rottenmünster konnte trotz aller Zugriffe Rottweils seine Reichsunmittelbarkeit bis zum Ende des alten Reiches wahren, weil eine Reichsstadt wie Rottweil bei allem Streben nach Unabhängigkeit auf den Rückhalt an Kaiser und Reich nicht verzichten konnte. Gleiches erreichten Heggbach, Baintd und Gutenzell. Im Blick auf die vielen im 12. und 13. Jahrhundert gegründeten Frauenklöster bilden die vier Abteien eine seltene Ausnahme. Es ist anzunehmen, daß wie Rottenmünster auch die drei oberschwäbischen Schwesterabteien gegenüber ihren Nachbarn keinen leichten Stand hatten. Eingehendere Untersuchungen darüber fehlen bislang. Ein Vergleich mit Rottenmünster ist daher, so interessant und aufschlußreich er wäre, nicht möglich.

Die wirtschaftliche Entwicklung Rottenmünsters verlief im ganzen günstig. Eine Fülle von Schenkungen und Mitgiften eingetretener Nonnen mehrten den Besitz des Klosters von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. 1327 besaß es, einem Zinsbuch dieses Jahres zufolge, neben den in Eigenwirtschaft betriebenen Gütern beim Kloster, dem Eichhof und dem Locherhof, in 57

Orten im Raum um den oberen Neckar zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb Lehengüter und Zinsen, die dem Kloster jährlich etwa 730 Malter Kernen und Roggen, 180 Malter Hafer, 6000 bis 7000 Eier, 500 Hühner und 100 Pfund Pfennige eintrugen. Schwerpunkte des verliehenen Grundbesitzes bildeten in nächster Nähe des Klosters die Dörfer Lauffen, Aixheim und Denkingen, wo Rottenmünster nicht alleiniger, aber um diese Zeit schon stärkster Grundherr war. In Lauffen, Aixheim und auf dem Locherhof hatte das Kloster vermutlich auch schon Gebot und Verbot im ganzen Ortsbereich. Zu dem recht dichten Netz von nirgends weiter als 25–30 km entfernten Grundbesitz kamen noch einige Rebgüter im Breisgau, darunter ein durch einen Meier bewirtschaftetes Hofgut in Ebringen, die den Bedarf an Meß- und Tischwein decken sollten.

Wenn wir der Herkunft des Besitzes nachspüren, stoßen wir auf den in der Gegend ansässigen, vielfach zu den Lehensleuten der Hohenberger und der Lupfen zählenden niederen Adel, so die von Suntheim, von Wehrstein, von Ramstein, Schenk von Neuenzell, von Falkenstein, von Eichstetten, von Wehingen, von Kirneck, von Bissingen und von Schilteck. Mit den Fürsten von Konzenberg, den Herzögen von Irslingen und von Teck, den Grafen von Zollern und von Hohenberg, den Herren von Lupfen fehlt auch der hohe Adel unter den Wohltätern des Klosters nicht. Insbesondere die Lupfen förderten Rottenmünster sehr. An der Gründung waren sie durch ihren Verzicht auf die Vogtei des Holdersbachgutes maßgeblich beteiligt. Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts schenkten sie dem Kloster ihr Eigentumsrecht mehrerer Güter zu Denkingen, Aixheim und Dautmergen, und es spricht viel dafür, daß von den umfangreichen Denkingen und Aixheimer Besitzungen noch weitere lupfischer Herkunft sind, vielleicht schon zur Erstaussstattung des Klosters übergeben worden sind.

Der Kreis der aufgeführten Schenker ist weitgehend, wie zu erwarten, ein Spiegelbild des Konvents in dieser Zeit. Anna und Clara von Irslingen, Uedelhild, vermutlich eine von Lupfen, Gertrud von Wartenberg geborene von Schilteck und Anna von Schilteck, Beatrix von Teck, Heilwig und Mechthild von Wehingen, Agnes und Mechthild von Balgheim werden zwischen 1295 und 1324 urkundlich genannt.

1325 begegnet Catharina von Triberg. In ihrem Vater, dem Reichsministerialen Burkard Ritter von Triberg, hatte Rottenmünster einen außergewöhnlich freigebigen Gönner gewonnen. Er schenkte dem Kloster insgesamt 350 Pfund Heller, 375 Mark Sil-

ber, dazu sein neugebautes, vermutlich einige Jahre von ihm selbst bewohntes Haus zu Rottenmünster für die beiden Salemer Geistlichen des Klosters. Er starb 1325 und wurde in der Klosterkirche be-  
graben.

Bald darauf trat Catharina das Amt der Äbtissin an. Aus dem Beginn ihrer Regierung hat sich als erstes beachtenswertes Zeugnis der Verwaltung des ansehnlichen klösterlichen Grundbesitzes das oben erwähnte Zinsbuch von 1327 erhalten, ein sorgfältig auf 24 quartformatige Pergamentblätter geschriebenes Verzeichnis der nach Orten aufgeführten Zinspflichtigen des Klosters und ihrer Schuldigkeiten an Getreide, Hühnern, Eiern und Geld. Heute stellt es die einzige Quelle dar, die Umfang, Zahl und Streuung der rottenmünsterischen Leihegüter zu Beginn des 14. Jahrhunderts, zu einem verhältnismäßig frühen Zeitpunkt also, annähernd vollständig überblicken läßt.

Bis um 1300 fanden in Rottenmünster im wesentlichen nur Frauen adliger Herkunft Aufnahme. Vornehmste Rottweiler Patriziergeschlechter waren vereinzelt schon vertreten, so 1289 die Blez und 1290 die höchstwahrscheinlich auf Balinger Ortsadel zurückgehenden von Balgingen. Seit Beginn des 14. Jahrhunderts, vor allem aber seit etwa 1330, gewinnen die Rottweilerinnen zusehends die Oberhand, unter ihnen ganz besonders Frauen der Bäsgen, Bock, Schappel, Gieringer, Wirt, Canzler, Hack und Boller, der führenden Geschlechter der Stadt also. Doch finden wir auch Töchter vieler weniger maßgebender und nicht so reicher Familien im Konvent, der nun in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei einer Gesamtstärke von über 100 Frauen schätzungsweise zur Hälfte, vielleicht sogar überwiegend aus Rottweilerinnen bestand. Mit Anna Boller begegnet 1359 erstmals eine Rottweilerin als Äbtissin, nachdem schon 1343 Adelheid Diepolt aus Freiburg als erste Bürgerliche dies Amt versah. Margret Hülle und Katharina Gieringer folgen in den nächsten Jahrzehnten. Den Adel vertraten unter den Nonnen in dieser Zeit Adelheid von Lupfen, Beatrix und Ursula von Bodmann. Die beiden letzteren übernahmen nacheinander um 1400 das Amt der Äbtissin, das dann im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert noch einmal überwiegend Adlige innehatten, so Elisabeth Blez von Rotenstein, Margarete von Bern, Beatrix von Enzberg, Agnes von Wehingen, Adelheid und Anna Blez von Rotenstein.

Überhaupt riß die Verbindung zum Adel im späten Mittelalter noch nicht ab. Graf Berthold von Sulz übergab 1335 die Eigenschaft eines Hofes zu Dürb-



Siegel der aus Rottweil stammenden Äbtissin Dorothea Schnetzer (HSTAST B 203 PU 1394 vom 18. VII. 1542). Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart

heim, 1406 stiftete Graf Hermann von Sulz ein Seelgerät, verschiedene Grafen von Sulz lagen in der Klosterkirche begraben. Für sie wurden noch im 17. Jahrhundert vier Jahrstage gehalten, während man der Mehrzahl der einstigen Gönner, die Grafen von Hohenberg und den Ritter Burkard von Triberg ausgenommen, nicht mehr gedachte. Einer von ihnen war Herzog Werner von Irslingen, der 1353 Kleindien im Wert von 600 Gulden und 1358 325 Pfund Heller schenkte, dem Kloster also Stiftungen zukommen ließ, die nur mit den Zuwendungen Burkards von Triberg zu vergleichen sind und alle sonstigen Schenkungen dieser Zeit weit überragen.

Der wirtschaftliche Aufschwung Rottenmünsters hielt im 14. Jahrhundert an. Im nahen Deißlingen, wo das Kloster bis um 1320–30 noch keinerlei Besitz hatte, kamen im Laufe dieses und des folgenden Jahrhunderts zahlreiche Höfe in rottenmünsterische Hand. Andererseits wurde Randbesitz abgestoßen. Im übrigen bemühte man sich nun, ein eigenes Territorium aufzubauen. Ausgangspunkt und

Grundlage bildeten die dem Kloster schon zustehenden Vogteien über Lauffen und Aixheim sowie den Locherhof. Vom Ende des 14. Jahrhunderts an gehörte dem Kloster das halbe Gericht zu Buchenberg im Schwarzwald, zu dem verschiedene rottenmünsterische Höfe „auf dem Wald“, namentlich der Mönchhof und das Mühllehen rechneten. Die Vogteien über Frittlingen, Zepfenhahn und Suntheim (den nachmaligen Sonthof), Neukirch und Vaihingen (den nachmaligen Vaihingerhof) wurden bis 1472 hinzu-erworben. In diesen letzteren Orten verfügte das Kloster bis dahin kaum über Grundbesitz. Regelmäßig wurden aber im Anschluß an den Erwerb der Vogtei auch Güter gekauft, dies mit solchem Nachdruck, daß Rottenmünster in den genannten Orten ebenfalls stärkster, in Suntheim und Vaihingen sogar alleiniger Grundherr wurde. Den Anlaß zum Erwerb der Vogteien gab wohl der bedrohlich werdende Aufstieg Rottweils, im Lichte einer gegen die Stadt gerichteten Territorialpolitik dürfte das Drängen des Klosters nach Erweiterung seiner Herrschaft zu sehen sein.

Der Erfolg dieser Bemühungen blieb bescheiden. Die Reichsstadt, seit etwa 1415 mit der freien Pirsch und der Blutgerichtsbarkeit im Bezirk der ehemaligen Reichsvogtei Rottweil belehnt und nun ebenfalls daran interessiert, in den Dörfern dieses Bezirks alle sonstigen Hoheitsrechte an sich zu ziehen, war ein übermächtiger Konkurrent. Dem Kloster gelang keine weitere Ausdehnung seines Territoriums. Im Gegenteil, die Spannungen zu Rottweil wuchsen immer mehr, bis die Stadt das Kloster 1497 förmlich belagerte und die Äbtissin mit einem Teil des Konvents nach Salem flüchtete. Rottweil wurde in die Reichsacht erklärt und von Papst Alexander exkommuniziert. Mehr noch aber traf die Stadt wohl der angedrohte Entzug des Hofgerichts, ein Druckmittel des Kaisers, das bei den Städtern auch später seine Wirkung nicht verfehlte. So verstand sich der Magistrat 1502 zu dem von Bischof Hugo von Konstanz vermittelten Vergleich, der die Forderungen Rottweils hinsichtlich der Besteuerung rottenmünsterischer Besitzungen in städtischem Gebiet zum Teil erfüllte, im übrigen die bisherigen klösterlichen Freiheiten bekräftigte und der Stadt jeden Eingriff in die Gerechtmäßigkeit, namentlich die Gerichtsbarkeit des Klosters untersagte.

Zu den Kämpfen mit der Stadt kamen innerklösterliche Wirren. Der 1446 in der Klosterküche ausgebrochene Brand, der anscheinend das ganze Kloster zerstörte, war nicht geeignet, eine schon länger unter der Oberfläche schwelende Krise einzudämmen. 1468

verschärfte sich der Streit bis zum offenen Schisma im Konvent, das erst 1475 mit der Resignation der amtierenden Äbtissin Beatrix von Enzberg und der vom Salemer Abt bestätigten Wahl ihrer Gegnerin Agnes von Wehingen beendet wurde. Anlaß und Hintergründe der Auseinandersetzungen konnten bislang nicht ermittelt werden. Angesichts der allgemein wachsenden religiösen Gärung ist es nicht verwunderlich, daß die Unruhe anhielt. 1530 schrieb der Abt von Salem, das Kloster Rottenmünster sei „dieser Zeit in merklichen Abfall kommen“, 1560 mußte die Äbtissin Veronica Sichler wegen „übler Haushaltung“ abgesetzt werden.

Immerhin, der Vergleich von 1502 brachte dem Kloster einige von kleineren Reibereien nicht freie, im ganzen aber nach außen doch friedliche Jahrzehnte. So fanden die rottenmünsterischen Beamten Zeit, sich der Verbesserung der klösterlichen Wirtschaft und Verwaltung zuzuwenden. Offensichtlich war man bestrebt, von den erstarrten, unrentabel gewordenen Formen der Leihwirtschaft nach Möglichkeit loszukommen und faßte daher Anfang des 16. Jahrhunderts die inzwischen aufgekauften, vielfach verödeten Vaihinger und Suntheimer Güter zu zwei großen, nicht mehr verliehenen, sondern verpachteten Gutshöfen zusammen, die beachtliche Erträge abwarfen.

Zeugnis der intensivierten Verwaltungstätigkeit ist sodann eine Reihe ab 1546 abgefaßter Urbare, die nun die durchweg veralteten Verzeichnisse aus der Zeit um 1400 wenigstens teilweise ersetzen. Ein „Notell oder Gepott und Verpott des Gotzhauses Rottenminster“ wurde 1563 zusammengestellt und von da an in den Dörfern des Klosterterritoriums regelmäßig beim sogenannten Jahrgericht verlesen. Die abgegriffenen Blätter des kleinen Heftes beweisen in der Tat, das es eifrig benutzt wurde. Neben einer Anzahl von nicht unter die Hochgerichtsbarkeit fallenden Vergehen und den auf ihre Übertretung gesetzten Geldstrafen enthält es die in Rottenmünster gebräuchlichen Formulare des von den Untertanen beim Regierungsantritt einer Äbtissin zu leistenden Huldigungseides sowie der Eide der Vögte, Richter, Vormünder und Heiligenpfleger. Vermutlich ist dieses „Notell“ gemeint, wenn die Klosterbeamten des 18. Jahrhunderts darauf hinweisen, daß Rottenmünster ein Landrecht erlassen habe, das man bei den Jahrgerichten zu verkünden pflege.

Aus dem Jahre 1566 ist das Ergebnis einer Türken-schatzung überliefert. Der Schätzung, die 923 Gulden brachte, unterlagen dabei Frittlingen, Lauffen, Aixheim, Neukirch, Zepfenhahn, Locherhof sowie



Karte von „Rothmünster“ in einem um 1725 entstandenen handgezeichneten Atlas der Territorien des Schwäbischen Kreises von Jaques de Michal (Generallandesarchiv Karlsruhe Hd. 24 Blatt 29). Die Teile des Klostergebiets sind schematisch durch gestrichelte Kreise hervorgehoben. Als entscheidendes Kriterium für die Zugehörigkeit zum rottenmünsterischen Territorium galt Michal anscheinend der Besitz der Hochgerichtsbarkeit. Jedenfalls mag es so zu erklären sein, daß er Frittlingen und Sonthof sowie die rottenmünsterische Hälfte Buchenbergs nicht dazugerechnet bzw. gar nicht eingezeichnet hat; in ersteren unterlagen jeweils Teile der Markung hohenberg-österreichischer Hochgerichtsbarkeit und im Buchenberger Gerichtsstab kam dies Recht Württemberg zu. Unerklärlich bleibt dann allerdings, weshalb der Autor den in das Hochgerichtsprivileg von 1624 einbezogenen Locherhof nicht zum Klosterterritorium zählt. Aufnahme Generallandesarchiv Karlsruhe

die in die rottenmünsterische Hälfte des Buchenberger Gerichtsstabes gehörenden Höfe, namentlich Mönchhof und Mühllehen. Genauerer Einblick in das rottenmünsterische Steuerwesen geben ab 1673 erhaltene Steuerrechnungen. Ihr Titel lautet „Landschaftsrechnung“, „Landschaftssteuercassarechnung“, „Landschaftliche Steuerrechnung“ oder auch „Rechnung um alles Einnehmen und Ausgeben der rottenmünsterischen Landschaft“. Die Einnahmen, d. h. die Steuern, flossen in die „Landschaftskasse“, „Cassier“ war in der Regel der dafür von der Landschaft in Friedenszeiten mit 30, in Kriegszeiten mit 60 Gulden besoldete rottenmünsterische Oberamtmann, der auch die Rechnung stellte. Als Vertreter der Landschaft erscheinen die „Landschaftsvögte“ und „Landschaftsausschüsse“. Es handelt sich bei ersteren um die den altwürttembergischen Schultheißen entsprechenden Dorfvögte, die von den Gemeinden gewählt und von der Herrschaft bestätigt wurden. Die Zahl und Zusammensetzung der Ausschüsse läßt sich aus den Rechnungen nicht ermitteln. Möglicherweise waren es von jedem Dorf einige Richter. Im Beisein der Äbtissin, der Priorin, sämtlicher mit den übrigen Klosterämtern betrauter Frauen ebenso wie von Vögten und Ausschüssen wurden alljährlich im Amtshaus zu Rottenmünster die Rechnungen „abgelesen“ und von ihnen „angenommen und gutgeheißen“, alsdann vom Rechnungsrat in Salem revidiert und schließlich vom dortigen Abt bestätigt. Die Ausgaben dienten im wesentlichen dazu, den rottenmünsterischen Anteil an den Kriegs- und Militärlasten des Schwäbischen Kreises sowie alle sonstigen mit der Kreisstandschaft des Klosters verbundenen Aufwendungen zu decken, angefangen von den Verehrungen für den das Kloster auf den Kreistagen vertretenden Salemer Kanzler bis hin zum Einbinden der Kreisakten. Daneben kam die Landschaftskasse für die Beiträge zum Reichskammergericht auf, für den Unterhalt der Straßen, namentlich der durch Frittlinger und Aixheimer Markung führenden sogenannten Schweizerstraße, des wichtigsten Verbindungsweges vom mittleren Neckarraum in die Schweiz, ferner für Unterstützungen an Kranke, Arme, Auswanderer und Katastrophen-, insbesondere Brandgeschädigte, schließlich für alle in Wahrnehmung dieser Aufgaben entstehenden Kosten, Zehrungen und Diäten des Kassiers, der Vögte und Ausschüsse, Fuhr- und Botenlöhne und dergleichen mehr. Die einzelnen Gemeinden wurden nach einem während des ganzen 18. Jahrhunderts nicht veränderten Steuerfuß veranlagt. Danach erbrachte eine Schatzung 319 Gulden, wovon auf Aix-

heim 76, Frittlingen 84, Zepfenhahn 59, Neukirch 20, Lauffen 47, Locherhof, Mönchhof und Mühllehen zusammen 30 Gulden entfielen. Die Zahl der Schatzungen schwankte je nach Bedarf sehr, einmal, 1717, kam man mit einer Schatzung aus, meist waren es zwischen 6 und 10, in Kriegszeiten, namentlich in den Jahren von 1796 an bis zu 20. Die Gelder waren von den Vögten einzusammeln und nach Rottenmünster in die Landschaftskasse zu liefern, wo der Barbestand der Kasse in einer eisernen Truhe aufbewahrt wurde.

Es mag zunächst überraschen, daß die wenigen rottenmünsterischen Untertanen – das Klostergebiet hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts knapp dreitausend Einwohner – als „Landschaft“ angesehen wurden. Ein Blick auf andere mittlere und kleinere Territorien des Schwäbischen Kreises zeigt indessen, daß im 18. Jahrhundert in vielen von ihnen die Landschaft als Verband der Untertanen gegenüber der Herrschaft wenigstens in den am rottenmünsterischen Beispiel abzulesenden bescheidenen Formen in Erscheinung trat, so in den stiftischen und adligen Herrschaften, nicht allerdings in den reichsstädtischen Gebieten, wenn wir von der Ausnahme absehen, die hier Rottweil mit seiner Landschaft bildet. Landschaftsrechnungen in der Art der rottenmünsterischen setzen fast überall um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ein. Diese Gleichzeitigkeit läßt vermuten, daß sie möglicherweise auf einen gemeinsamen Beschluß der Stände des Schwäbischen Kreises hin geführt worden sind. Im Zusammenhang sind diese kleineren Landschaften bisher überhaupt nicht betrachtet worden. Genaueres über ihre Rechte und Pflichten ist noch kaum bekannt. In Rottenmünster wurden die Vögte und Ausschüsse außer zur Rechnungsabhör je nach Bedarf zusammengerufen. Am 7. Februar 1799 fand eine „Amtsversammlung“ der „Landschaftsdeputati“ statt, bei der über die „Kriegspraestationen Untersuchung gepflogen wurde“. Die Geschäftsführung lag indessen weitgehend in Händen des rottenmünsterischen Oberamtmanns.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts flammten die Zwistigkeiten mit Rottweil wieder auf. Sie endeten zunächst damit, daß Kaiser Mathias 1619 der Stadt den Schutz und Schirm über das Kloster mitsamt der hohen Gerichtsbarkeit in dessen Territorium entzog und Kaiser Ferdinand II. sie 1624 dem Kloster selbst verlieh, nachdem Erzherzog Leopold 1620 schon den Schutz des Klosters übernommen hatte.

Der Gewinn, den das Kloster daraus zog, war mehr als zweifelhaft. Das Verhältnis zur Stadt, die diese

Demütigung tief traf, gestaltete sich gereizter denn je. Als die Not des Dreißigjährigen Krieges Äbtissin und Konvent mehrmals zwang, nach Rottweil in die Klosterschaffnerei an der Hohen Brücke zu flüchten, benutzte die Stadt jede Gelegenheit zu Repressalien mannigfacher Art. Vielleicht um ihnen weniger ausgesetzt zu sein, spielte die Äbtissin, Margareta Mayl, im Frühjahr 1643 mit dem Gedanken, die Neckarburg zu erwerben.

Diese nicht unfähige, aber hochfahrende, oft ungerichte und zudem verschwenderische Frau trug freilich kaum zur Glättung der Wogen bei. Sie führte ein herrisches Regiment, ein luxuriöses Leben und eine Anstoß erregende Günstlingswirtschaft, die sowohl dem Beichtvater des Klosters wie etlichen Nonnen zu heftigen Klagen in Salem Anlaß gaben. So entging sie nicht der Absetzung, trotz ihrer Verdienste, die sie sich um die erste notdürftige Instandsetzung der Ende 1643 von den Franzosen angezündeten und vollständig ausgebrannten Klostergebäude erwarb.

Zur Wiederherstellerin von Kirche und Kloster, zur „zweiten Gründerin“, wie es auf ihrem Grabstein heißt, wurde Ursula Scherlin, eine Tochter des Rottweiler Hofgerichtsassessors Dr. Gedeon Scherlin. Ihre Wahl fand 1658 statt, nachdem ihre beiden auf Margareta Mayl gefolgten Vorgängerinnen jeweils nach kurzer Zeit resigniert hatten. 1664 konnte der Konstanzer Bischof Franz Johann von Praßberg die neue Kirche weihen, ein Werk Michael Beers, des Gründers der Vorarlberger Bauschule, 1669 bezog man die neuen Konventsgebäude. Eine Serie von Lagerbuchrenovationen in den 1660iger und 70iger Jahren läßt von der Verwaltung und Wirtschaftsführung her ahnen, wie unter Ursula Scherlin die Neuordnung in Angriff genommen wurde. Als Folge des Krieges, während dessen kaum Neuaufnahmen stattgefunden hatten, war die Schar der Nonnen in jenen Jahren klein. 1662 zählte der Konvent nur 14 Chorfrauen und 3 Laienschwestern, 1687 waren es 18 Chorfrauen und 4 Laienschwestern. Im 18. Jahrhundert galten in Rottenmünster wie anderwärts 24 Chorfrauen und 12 Laienschwestern als Norm, die aber eher überschritten wurde.

Der Nachfolgerin Ursula Scherlins, der 1687 gewählten Williburg Frey aus Überlingen, war es nicht vergönnt, das Werk der Vorgängerin in Frieden fortzusetzen. Ihre fast vierzigjährige Regierungszeit füllten zum großen Teil neue Kriege aus, die 1688, 1704, 1707 und 1713 sogar zur Flucht zwangen. Trotzdem konnte 1690–95 die Kirche ausgeschmückt werden; besonders hervorzuheben sind die außer-

ordentlich schönen Stukkaturen, die damals entstanden sind.

Intensivierung der Eigenwirtschaft des Klosters wie eine geschickte Erwerbspolitik in den nächsten Jahrzehnten verschafften dem Kloster nach den Zeiten oftmals drückenden Mangels noch einmal erstaunlichen Wohlstand. Einige große Erwerbungen zeugen davon deutlich, zunächst die 1739 um 66 000 Gulden gekaufte Rottweiler Schaffnerei des Klosters St. Blasien mit umfangreichem Zubehör, darunter dem ganzen Großzehnt zu Aixheim, dem halben zu Neukirch und Zepfenhahn und dem Patronat in diesen Orten, sodann das 1768 für 70 000 Gulden erworbene Rittergut Rotenstein mit Schloß und Feste Rotenstein, dem unterhalb des Schlosses gelegenen Gutshof Weiler, dem halben Niedergericht zu Hausen ob Rottweil sowie den noch nicht rottenmünsterischen Teilen des Zehnten zu Deißlingen als wichtigstem Zubehör, schließlich das 1777 für 115 322 Gulden übernommene Gut Oberhausen im Kreis Balingen. Der Erwerb des letzteren wäre normalerweise wohl nicht zustande gekommen. Die Freiherren von Pach – bisherige Eigentümer Oberhausens – schuldeten dem Kloster für einen 1751 aufgenommenen Kredit in Höhe von 46 000 Gulden plus nie bezahlter Zinsen insgesamt 83 000 Gulden, die sie nun durch den Verkauf begleichen mußten. So gab das Kloster 1798, wenn auch ungern, dem Wunsch nach Rückkauf statt.

Um diese Zeit zeichnete sich das den Klöstern wie den Reichsstädten bestimmte Schicksal schon ab. Vier Jahre später waren Rottweil und Rottenmünster unter den ersten dem Herzogtum Württemberg als Entschädigung für die linksrheinischen Verluste zugesprochenen Gebieten und Vermögenswerten.

*Quellen und Literatur:* Margareta Reichenmiller, Das ehemalige Reichsstift und Zisterziensernonnenkloster Rottenmünster, Studien zur Grundherrschaft, Gerichts- und Landesherrschaft (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 28. Band), Stuttgart 1964; dort sind die ältere Literatur über Rottenmünster sowie alle benutzten Quellen mit Fundort und Signatur zitiert, ausgenommen die rottenmünsterischen Landschaftsrechnungen, die sich erst nach Abschluß der Arbeit im Staatsarchiv Ludwigsburg unter unverzeichneten Archivialien fanden und jetzt im Hauptstaatsarchiv Stuttgart im Bestand B 495 verwahrt werden. – Ruth Elben, Das Patriariat der Reichsstadt Rottweil von den Anfängen bis zum Jahr 1550 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 30. Band), Stuttgart 1964. – Franz Betz, Reichsstift Rottenmünster und Rottweiler Barock, Rottweil 1966. – Alfons Schäfer, Ein unbekannter Atlas der Territorien des Schwäbischen Kreises aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte Jg. 26 (1967), S. 354–370.

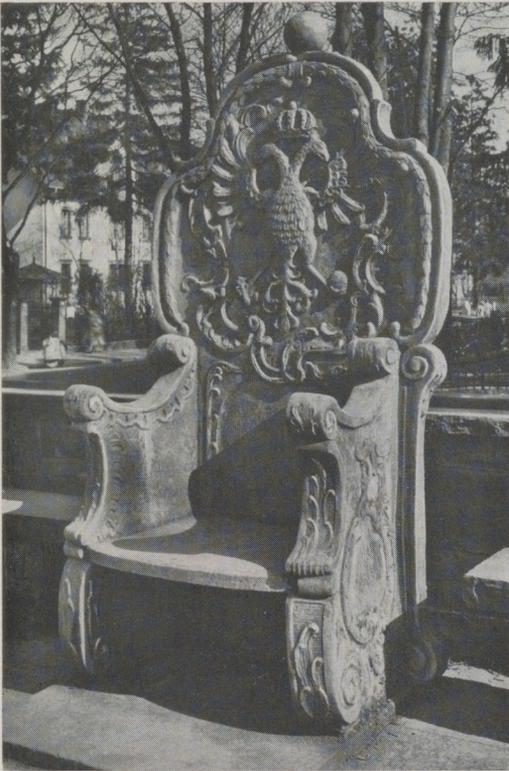
# Das Rottweiler Hofgericht

Von Georg Grube

„Das Hofgericht zu Rothweil, einer Reichsstadt in Schwaben, ist ein Gericht, welches in einem gewissen Bezirk in denen dahin gehörigen Sachen im Namen des Kaisers Recht spricht“, so leitet der berühmte Staatsrechtler Johann Jakob Moser ein wenig trocken seine eingehende Würdigung des Gerichts im zweiten Band der 1774 erschienenen „Teutschen Justizverfassung“ ein. Freilich war selbst diese vorsichtige Begriffsbestimmung insofern überholt, als das Rottweiler Gericht des späten 18. Jahrhunderts, gleich dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation längst morsch und ausgezehrt, bald dem Untergang verfallen mußte. Wenn das Hofgericht noch immer als das „nächst dem Reichskammergericht und Reichshofrat bedeutendste der kaiserlichen Gerichte im Alten Reich“ (Scheyhing) galt, so verdankte es dieses nur mehr literarische Ansehen ausschließlich seiner früheren Bedeutung. Die eigentliche Blütezeit des Hofgerichts hatte im Spätmittelalter gelegen. Fast jedes südwestdeutsche Archiv besitzt Rottweiler Gerichtsurkunden aus dem 14. und vor allem 15. Jahrhundert. Damals umfaßte der örtliche Einflußbereich, der „gezirk“ des Gerichts ein ungewöhnlich großes Gebiet: nicht nur ganz Schwaben einschließlich großer Teile der Schweiz und vom Elsaß – bis zum Gebirgskamm der Vogesen –, sondern auch die Rheinlande bis Köln; von dort verlief die Nordgrenze ostwärts über Frankfurt bis zum Thüringer Wald; dann begrenzten Augsburg und der Lauf des Lech den „Zirkel“ des Gerichts. Dank diesem Sprengel beherbergte Rottweil im 15. Jahrhundert das praktisch höchste Reichsgericht für Schwaben. Gefördert durch mancherlei Umstände, vor allem wohl die Gunst der Könige, hatte es eine Ausnahmestellung unter den kaiserlichen Landgerichten errungen, mit denen Habsburger und Luxemburger Ordnung in den Wirrwarr der südwestdeutschen Rechtspflege zu bringen suchten. Im ehemaligen Herzogtum Schwaben war es keiner Territorialmacht gelungen, das Erbe der Staufer anzutreten. Das Bild der Zeit prägt eine Vielzahl von kleinen, ja kleinsten politischen Gebilden, die alle eigenes Recht und eigene Gerichte hatten. Erschreckender Rechtsunsicherheit, am sinnfälligsten in den zahllosen Fehden erkennbar, entsprach ein tiefes Bedürfnis nach Rechtspflege. Ursprünglich zuständig für die Freien eines mehr oder minder bestimmten Bereichs, befaßten sich die kaiserlichen

Landgerichte in der Sache vor allem mit Beurkundungen aller Art, weshalb man sie mit Recht als „große Notariate“ bezeichnet hat. Im streitigen Rechtsgang ging es um „erbe, schuld oder umb gut“ sowie „umb misstat“; letztere wurde aber nicht mit blutigen Strafen, sondern wie alle anderen Streitigkeiten mit Acht und Anleite, dem Zwangsvollstreckungsverfahren, geahndet.

Das erstmals im Jahre 1299 erwähnte Rottweiler Landgericht nannte sich zunehmend Hofgericht nach der Tagungsstätte „uf dem hove ze Rothwil“. Bis 1418 wurde es „auf der mittlen statt under der linden“ unmittelbar neben dem der Stadt benachbarten Königshof an der Kreuzung zweier Reichsstraßen abgehalten. Die Wahl dieser Tagungsstätte brachte die Beziehung zum Reichsoberhaupt zwiefach zum Ausdruck. Denn die offene freie Reichsstraße galt ebenfalls als königlicher Grund und Boden. Die Gerichtslinde war das weithin übliche Kennzeichen einer Malstatt. Noch heute steht dort die „Pürschgerichtslinde“, Naturdenkmal für das bis ins 16. Jahrhundert an dieser Stelle abgehaltene Pürschgericht, das in dem großen Freijagdgebiet der Rottweiler Pirsch Strafjustiz übte und in seinen Anfängen eng mit dem Hofgericht verbunden war. Von der Besetzung des Landgerichts erfahren wir schon durch die älteste bislang bekannte Hofgerichtsurkunde. Am 26. März 1317 entläßt Graf Berthold (III.) von Sulz, „lantrihter uoffe dem dinghove ze Rotwil“, die Bürger der Stadt Freiburg im Breisgau aus der Acht; sie werden „ab dem ahtbuoche geschriben, da der schulthaize, der burgermaister und der rath von Rotwil zezegni waren“. Der Landrichter gehört einem ehemals in der Rottweiler Gegend reich begüterten Geschlecht an. Den Habsburgern treu ergeben, sollte es, von einer kurzen Unterbrechung unter König Ludwig abgesehen, bis zu seinem Aussterben im Jahre 1687 das Hofrichteramt innehaben. Das Rechtsprechungskollegium bildeten Ritter aus Rottweils Nachbarschaft und dreizehn „Richter“ aus dem Rat der Stadt, dessen Führungsstellen sie als die reichsten und vornehmsten Bürger bekleideten. Das bereits 1317 erwähnte Achtbuch führte wohl seit jeher der Rottweiler Stadtschreiber, der stets auch Gerichts-, nämlich Hofschreiber war. Nachdem die Stadt den Königshof 1355 erworben hatte, fanden ihre Rechte am Hofgericht reichsrechtliche Anerkennung erst mit



1. Nachbildung des 1781 im Rokokostil errichteten Rottweiler Hofrichterstuhls – 2,20 m hoch, 1 m breit –, dessen Original im Heimatmuseum Rottweil steht. Die Rücklehne schmückt der doppelköpfige Adler des Habsburger Kaiserhauses.

dem königlichen Privileg von 1397, worin Wenzel den Rottweilern versprach, „daz dasselb unser hofgericht mit siner zugehörungen bi in ze Rotwil alweg beliben sol, und daz ouch si dasselbe unser hofgericht in solchen eren und wiriden halten sölln mit urtailn ze sprechen, mit rittern und mit richtern und mit allen punkten, als da vor alter herkomen ist“. Bezeichnend für die weitere Festigung der Bande zwischen Reichsstadt und Hofgericht war die kaiserliche Erlaubnis vom Jahre 1418, daß dessen Tagungsstätte näher zur Stadt hin verlegt werden dürfe, in den Tier- oder Haingarten, wiederum am Rande einer Reichsstraße, der heutigen Königstraße, aber bloß noch 300 m vom Hochbrückentor entfernt. Wenn das Gericht nach wie vor außerhalb der Stadtmauern abgehalten wurde, so sollte dies auch deutlich machen, daß Rottweil selber von dessen Kompetenz kraft kaiserlichen Privilegs ausgenommen war. Die Einrichtung dieses jüngeren Gerichtsplatzes ist weitgehend erhalten. An der Südseite befindet sich der mächtige Hofrichterstuhl, noch 1781 aus Buntsandstein neu geschaffen (vgl. Abb. 1); ihn rahmen für

die Urteilsprecher bestimmte schlichte Steinbänke ein. Eine Holzschranke scheidet den dem Gerichtskollegium vorbehaltenen Raum vom Publikum. Rund um den früher eingezäunten Platz standen sieben Linden, deren letzte bis 1940 aushielt, um dann jüngeren Bäumen Platz machen zu müssen.

Über Verfassung und Prozeß des mittelalterlichen Hofgerichts unterrichtet uns trefflich die um 1435 aufgezeichnete, in rotes Schweinsleder gebundene „Alte Hofgerichtsordnung“. Mutmaßlich von dem Rottweiler Stadt- und Hofschreiber Magister Jodocus von Pfullendorf verfaßt, zählt die „nach dem Schwabenspiegel umfangreichste und hervorragendste Quelle schwäbischen Landrechts“ (Glitsch) heute zu den Kostbarkeiten der Landesbibliothek Stuttgart. Der Text beginnt mit einer lateinischen Erzählung, wonach König Konrad III. im Jahre 1146 der Stadt Rottweil zum Dank für Waffenhilfe das Hofgericht verliehen haben soll. Zur bildlichen Unterstützung dieser Gründungsfabel ist eine kolorierte Handzeichnung beigelegt, die außer der Belagerung Rottweils durch Lothar III. die Verleihung des Gerichts an die Reichsstädter darstellt (vgl. Abb. 2). Welchen Rang die Rottweiler damals ihrem Gericht beimaßen, erweist der erste Satz der Rechtsaufzeichnung mit der kategorischen Feststellung, „daz des hailigen richs oberst gericht, daz nach ains römischen kaisers und künigs hofgericht in irem kaiserlichen und küniglichen hofe das oberst gericht haist und ist in disen landen, zu in gen Rotwil geleit ist . . .“ An anderer Stelle ist gar vom „obersten des hailigen richs gericht in tütschen landen“ die Rede. In der Tat waren das im 15. Jahrhundert eingehende Reichshofgericht und sein Nachfolger, das Kammergericht, Schattenpflanzen neben den blühenden Landgerichten, wie schon die Zahl der Sitzungen lehrt. Das Rottweiler Hofgericht trat regelmäßig einmal im Monat zusammen, meist dienstags, dem uralt-überlieferten Gerichtstag. Unter der fünfzig Jahre währenden Hofrichterschaft des tüchtigen Grafen Johann II. von Sulz (1434–1484) erreichte es mit 39 Sitzungstagen im Jahre 1469 den Gipfel seiner Beliebtheit.

Den damaligen Rechtsgang bestimmten streng gewahrte Formvorschriften, die oft in Rechtssymbolen ausgedrückt waren. Schon bei Eröffnung jeder Sitzung im Haingarten galt es, ein altüberkommenes Zeremoniell genau einzuhalten. Zunächst hatte der Hofrichter – oder sein Stellvertreter, der Statthalter – in einen roten Mantel gehüllt und bedeckten Hauptes auf dem Richterstuhl Platz zu nehmen, worauf ihm alsbald der hölzerne Richterstab überreicht wurde. „Und wenn der hofrichter nider gesiczt, so



2. König Konrad III. verleiht den Rottweilern das Hofgericht durch Übergabe einer besiegelten Privilegsurkunde und des „Roten Buches“, der Hofgerichtsordnung. – Ausschnitt aus kolorierter Handzeichnung (Originalgröße 28×15,5 cm) in der Handschrift HB VI 110 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

sol er nit ufston noch den stab von hand geben, bis das gericht ufswirt“, bestimmte die Alte Hofgerichtsordnung. Die Urteilsprecher mußten ursprünglich stehen – ein Rest des altdeutschen „Umstands“. Später saßen sie zu seiten des Hofrichters auf Bänken, nach Zeugnissen des 18. Jahrhunderts in schwarzen Mänteln. Der Vorsitzende eröffnete die Verhandlung mit formelhaften Fragen an die Urteiler, zuerst, „ob es in der zeit sige das gericht ze verbieten“. Hatten dem alle Beisitzer einzeln zugestimmt, so rief der Vorster oder Waibel (Pedell) den Gerichtsfrieden aus: „Ich verbüt das gericht, das nieman rede an sinen fürsprechen“. Darauf ermächtigte das Urteilerkollegium den Vorsitz in derselben Weise zur Ächtung der ungehorsamen Parteien, „und denn so vahet das gericht an“. Während ursprünglich die gesamte Sitzung im Freien stattfand – die geheime Urteilsfindung lediglich „uswendig dem ring“ –, galt dies seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts nur noch für Eröffnung und Schluß jeder ordentlichen Verhandlung. Zur Beratung zog sich das Gericht nun in das Rottweiler Rathaus zurück. Dort war bei einem Umbau im ersten Stock die stattliche Hofgerichtsstube eingerichtet worden, ein nahezu 47 Quadratmeter fassender Raum mit einer spätgotischen Holzbalkendecke und großen Renaissancefenstern. Das Kollegium saß um einen großen Tisch, der Vorsitzende als einziger auf einem Sessel. Unter den Aufgaben des Gerichts nahmen bis zur Neuzeit Beurkundungs- und Beglaubigungsgeschäfte den ersten Rang ein. Im 15. Jahrhundert ließ nahezu der gesamte süddeutsche Hochadel die wichtigeren

seiner Rechtsgeschäfte in Rottweil beurkunden. Neben Gütererwerbungen waren es namentlich Erbverträge, Thronfolgeregelungen gewissermaßen, weshalb die Häuser Baden, Fürstenberg, Hohenzollern und auch Württemberg am Hofgericht erschienen. Nicht anders hielten es Städte und Klöster, Ritter und Bürger. Viele Reichsstädte insbesondere legten großen Wert darauf, ihre durch kaiserliches Privileg verbrieften Rechte vom Hofgericht „vidimiert“ (bestätigt) zu sehen. Auf dem Felde der streitigen Gerichtsbarkeit erstreckte sich die Rottweiler Kompetenz auf all das, was man heute bürgerliches und Verwaltungsrecht nennt. Meist wurde wie heute um Geldforderungen aus Kauf und Darlehen prozessiert; doch es waren auch Herrschaftsrechte im Streit, im Jahre 1448 etwa um das „Jagen“ in der Herrschaft Warthausen, oder es klagte 1480 der Ritter Berthold von Schellenberg gegen Heinrich Hay, „sich wieder hinter seinen herrn mit leib und gut zu setzen“. Waren die Grafen von Württemberg in eine Fehde verstrickt, so suchten sie gegen die Widersacher stets auch die Hilfe des Hofgerichts. Kulturgeschichtlich interessant sind die Rottweiler Injurienprozesse des 16. Jahrhunderts. Da verlangte beispielsweise ein Straßburger Jude 1000 Gulden Schadenersatz von der Stadt Molsheim, weil sie auf seiner Wiese einen Missetäter hatte hinrichten lassen. Zwei Eheleute aus Fénéstrange in Lothringen überzogen den ochsensteinischen Amtmann in Maasmünster mit der Klage, er habe sie verhaften und aus der Stadt vertreiben lassen unter der Beschuldigung, „als hätten dieselben letzthin das böse wetter über Maasmünster

gemacht“. Nach dem Bauernkrieg führten etliche Grundherren Entschädigungsprozesse gegen Landleute, die ihnen Schlösser und Gutshöfe verbrannt hatten. Der Abt von Adelberg etwa belagte 1526 den Arnold Enderle aus Miedelsbach, weil dieser „beim bäurischen aufruhr mit roß und wagen“ im Kloster geplündert habe. Bei mit der Reformation zusammenhängenden Prozessen stellte sich das Gericht nach einigem Zögern auf die Seite des alten Glaubens, um sodann energisch für diesen Standpunkt einzutreten. So ächtete und verfolgte es 1530 auf Ersuchen des Konstanzer Offizials den Reutlinger Reformationsprediger Matthias Alber, erlitt indessen mit solchem Verfahren kläglichen Schiffbruch. Wie in diesem Fall vermochten die Rottweiler auch sonst ihre Urteile häufig nicht mehr durchzusetzen.

Die Zwangsmittel des Hofgerichts, Acht und Anleite, wurden oft mißachtet. Es paßte nicht mehr in die Zeit, wenn sich der Hofrichter am Schluß jeder Gerichtssitzung erhob und folgende Ächtungsformel verkündete: „Allen den, den gerueft ist zu der dritten clag und die das nit verantwort hand, die wile das gericht gewerot hat, die künd ich uß dem fride in den unfride und verbüt si iren fründen und erloub si und ir gut iren vienden“, und dann „den stab uß der hand“ warf. Um dem Kläger gegen den Schuldner zum endgültigen Erfolg zu verhelfen, benötigte das Gericht Schirm und Schutz durch die Obrigkeit oder Nachbarn des „Ächters“. Hier, im Bedürfnis nach Rechtspflege, lag der schwache Punkt der Rottweiler Exekution, was das Hofgericht seit dem 16. Jahrhundert immer häufiger spüren mußte. Nicht nur mächtige Länder wie Vorderösterreich und Württemberg lehnten um der Integrität ihrer eigenen Rechtspflege willen jegliche Unterstützung von Rottweiler Prozessen ab, sondern auch die vielen kleineren Herrschaften im Lande ließen nach und nach das Hofgericht im Stich. Einen Großteil der adeligen Kundschaft verlor es an das mit dem Mainzer Reichslandfrieden 1495 geschaffene Reichskammergericht, das den Landgerichten übergeordnet wurde. Die Rolle des ersten schwäbischen Reichsgerichts mußte Rottweil daher ziemlich rasch aufgeben; viele seiner Urteile wurden vom mächtigeren Obergericht wenn nicht aufgehoben, so doch im schleppenden Trott des Kameralprozesses gegenstandslos. Empfindlicher noch traf das Hofgericht die Einbuße seiner notariellen Kompetenzen an kaiserliche Notare, die im Gefolge der Reichsnotarordnung von 1512 allerwärts auftauchten, um Verträge über Grund und Boden, Heirat und Erbe für jedermann zu beurkunden.

Die Rottweiler und ihr Hofgericht wehrten sich nach

Kräften gegen den Wandel der Verhältnisse. Beim Kaiser fanden sie hin und wieder gnädiges Gehör mit der Klage über die „ungehorsami der stende“. Dann ergingen wohl Pönalmandate, gestrenge Verwarnungsschreiben mit Strafandrohung, an die Gegner des Hofgerichts, freilich mit nur geringem oder gar keinem Erfolg. Als die den Rottweilern eigene „trotzige Anhänglichkeit an das alte Herkommen“ (Ricarda Huch) das Hofgericht zur Selbsthilfe und zum Versuch veranlaßte, fremde Privilegien mit zweifelhaften Mitteln zu überspielen, nahmen die reichständischen Beschwerden beim Kaiser bald überhand. Schließlich konnte das Reichsoberhaupt nicht mehr umhin, 1570 eine Visitation des Rottweiler Gerichtes anzuordnen. Deren Hauptergebnis war eine neue Hofgerichtsordnung, durch Maximilian II. am 13. November 1572 verkündet. Besetzung und Verfahren des Gerichts sollten weitgehend dem Vorbild des Reichskammergerichts angepaßt werden; doch der eigentlich kritische Punkt, die Frage nach der Zuständigkeit des Gerichts über die Länder, war kaum behandelt. So gingen denn die Querelen weiter. Im Dreißigjährigen Krieg war das Gericht von 1632 bis 1639 „vor sich selbst gesperrt“, nach dem Friedensschluß hatte es ungeachtet aller Anstrengungen um die Wiederbelebung seiner „Gerichtsbarkeit“ ausgespielt. Am immerwährenden Reichstag forderten die Gegner nun offen Abschaffung der letzten kaiserlichen Landgerichte. Wenn die kaiserlich-österreichische Partei diese Bestrebungen immer wieder zu unterbinden wußte, so erreichte sie doch nicht mehr, als die „Abolition“ des Hofgerichts zu verhindern. Sinnbild vergeblicher Mühen dieser Zeit ist der 1781 errichtete Hofrichterstuhl, der nur noch zu einer, der letzten Sitzung am 22. Juni 1784 benutzt werden konnte. Dann schloß das Hofgericht, an dem niemand mehr sein Recht suchen mochte, still ein, noch ehe die große Flurbereinigung der deutschen Landkarte, der Reichsdeputationshauptschluß, der Reichsstadt Rottweil das Ende brachte.

#### Quellen und Literatur (Auswahl)

R. H. Etzold, Das Kaiserliche Hofgericht zu Rottweil im 14. und 15. Jahrhundert, jur. Dissertation Leipzig 1924/1925. – H. E. Feine, Die kaiserlichen Landgerichte in Schwaben im Spätmittelalter, Zeitschr. f. Rechtsgeschichte Germ. Abt. Bd. 66 (1948) S. 148 ff. – H. Glitsch – K. O. Müller, Die alte Ordnung des Hofgerichts zu Rottweil, Weimar 1921. – G. Grube, Die Verfassung des Rottweiler Hofgerichts, erscheint demnächst im Verlag Kohlhammer. – R. Scheyhing, Das kaiserliche Landgericht auf dem Hofe zu Rottweil, Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte Bd. 20 (1961) S. 83 ff. – M. Speidel, Das Hofgericht zu Rottweil, 1914. – A. Steinhäuser, Baugeschichte des Rottweiler Rathauses, 1941. – Derselbe, Das Rottweiler Hofgericht im Bilde, 1940.

# Saline Wilhelmshall bei Rottweil

Großzügige Industrie-Planung vor 150 Jahren

Von Walter Kittel

Als der für Gewerbe und Handel sehr aufgeschlossene König Wilhelm I. am 5. Januar 1824 die Benennung der neuen Salinen „Wilhelmshall bei Schwenningen“ und „Wilhelmshall bei Rottenmünster“ gnädigst genehmigt hatte, war er damit einem Vorschlag des Königlichen Bergrats gefolgt, der unter Leitung des damals 27jährigen „Salineninspektors“ Friedrich von Alberti bereits seit zwei Jahren an diesen beiden Orten erfolgreich auf Salz gebohrt und fast gleichzeitig die beiden Salinenanlagen begonnen hatte.

Wilhelmshall bei Schwenningen hat bis 1865 bestanden. Die Saline bei Rottenmünster stellte im Frühjahr 1969 ihren Betrieb ein und befindet sich zur Zeit sozusagen im Abbruch. Das gibt den Anlaß, im Sinn eines Rückblicks die großzügige Gesamtkonzeption der Anlage kurz zu skizzieren. Es ist von dem Verfasser nicht beabsichtigt, hier etwa eine Geschichte des Werks nach der geologischen oder wirtschaftlichen Seite vorwegzunehmen, wie sie Günter Schulz für Schwenningen bearbeitet hat. Vielmehr soll an Hand der ältesten Katasteraufnahme von 1826, nach persönlicher Kenntnis und mit einigen Bildern gezeigt werden, daß „Rottenmünster“ durchaus zu den „formvollendeten württembergischen Salinen“ gehört, wie sie in dem Werk von Lindner und Steinmetz unter den baulich mustergültigen Schöpfungen der Industrie genannt werden.

Der Name „Rottenmünster“ soll hier durchweg verwendet werden, um Verwechslungen mit „Wilhelmshall-Schwenningen“ zu vermeiden. Er ist auch deshalb von Bedeutung, weil der große Grundbesitz, der 1802/1803 von Württemberg bei der Säkularisation des „Reichsstiftes“ übernommen wurde, auf dem rechten Neckarufer bis übers Primtal hinaus reichte, und so dem Planer und Ingenieur die besten Vorbedingungen gab. Der zusammenhängende Landbesitz des Klosters an dieser Stelle war allein etwa ein Drittel so groß wie das Gebiet der Reichsstadt Rottweil.

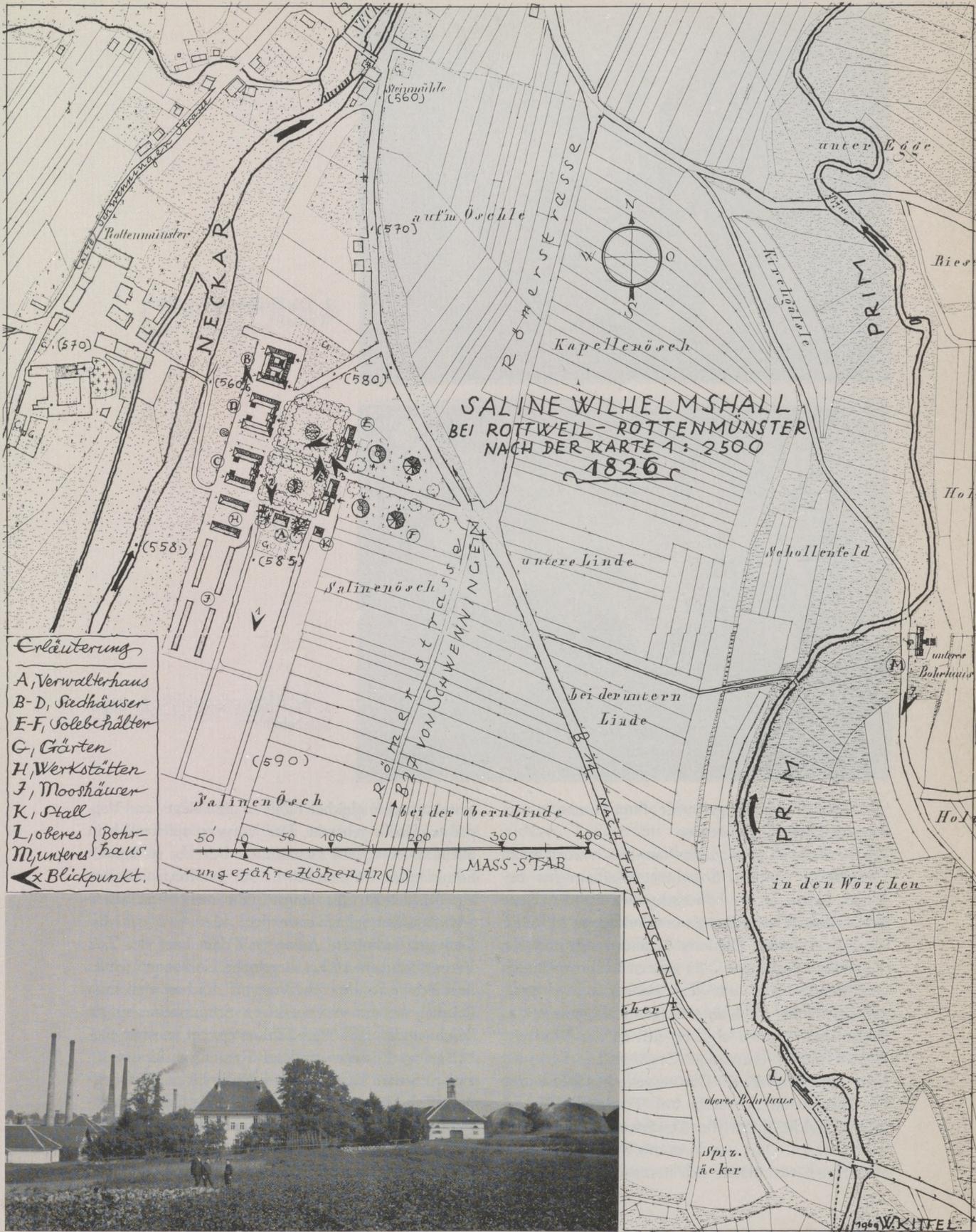
Friedrich von Alberti, der von Friedrichshall nach dem südlichen Württemberg beordert wurde, war wohl nicht ein ausgebildeter „Architekt“ im heutigen Sinn, dafür aber offenbar ein weitblickender Organisator, der alle Vorteile Rottenmünsters bald er-

kannte. Die zu überwindenden Höhen von der Solebohrung im Primtal zum Salinengelände waren günstiger als in Schwenningen. Die Prim konnte mit mehreren unterschlächtigen Wasserrädern bei den Bohrhäusern auch die Sole in die Vorratsbehälter im Salinengelände pumpen. Der Klosterbach, westlich der Klosteranlage gelegen, lieferte das Trinkwasser, und die alte Klostersägmühle mußte neben Beihilfe zu den Bauarbeiten auch die Fässer – übrigens für beide Salinen – herstellen. Voraussichtlich ist auch Holz zum Bauen und Brennen aus früherem Klosterwald (Schulz spricht von „Kronwäldern“) bezogen worden. Daß anfänglich mit Torf geheizt wurde, zeigen die „Mooshäuser“, welche mit ihren langen Pultdächern südlich an der unteren Zufahrt der Siedhäuser liegen. Um 1862/63 stellte man auf Steinkohlenfeuerung um.

Grundgedanke der Planung war eine vom übrigen Ortsverkehr unabhängige Straßenschleife, die von der Landstraße Rottweil–Tuttlingen kurz nach ihrem Anstieg von der Neckarbrücke schräg abzweigt und nach Berühren der Salzausgabe wieder in sie einmündet, so daß je nach Absatz im Land oder nach der Schweiz hin nach links oder rechts eingebogen werden konnte. Salz war ja Staatsmonopol und wertvoller Ausfuhrartikel gleichzeitig. Die Straße umfuhr einen rechteckigen Platz, auf dessen höchstem Punkt im Süden das Amts- und Wohnhaus des Verwalters stand, die ganze Anlage übersehend und beherrschend. Der Platz maß etwa 75 x 150 Meter – das ist genau das Doppelte des Stuttgarter Marktplatzes – und war ringsum mit Kastanien bepflanzt. Eine Querallee an der wegführenden Straße teilt ihn in zwei Rasenquadrate, in deren Mitte sich je ein kleiner Teich mit Springbrunnen befand. Der Verwalter und sein Adlatus züchteten darin Karpfen. Auf der Westseite des Platzes reihten sich die drei Siedhausgruppen auf, wovon die beiden späteren mit einem zweigeschossigen Wohnhaus zum Platz schauten, in dessen Erdgeschoß sowie auch beim ältesten Siedhaus das Salz gewogen, verpackt und behördlich durch den

---

1. Gesamtansicht der Saline von Süden.  
Aufnahme Franz Klein, 1910





2. Die Siedhäuser am Platz,  
Westseite



3. Ein runder und ein achteckiger  
Solebehälter

„Salzfaktor“ abgefertigt wurde. Nun konnte es verladen und abgefahren werden.

Die Siedhäuser – je mit zwei Pfannen – wurden durch Holzdeichel von den Solevorratsbehältern her beschickt, welche an der höhergelegenen östlichen Seite des Platzes als lange Bauten mit dreifachem Mittelort angeordnet waren. Dahinter befanden sich noch die – man kann fast sagen – im ganzen Land berühmten vier Rundbehälter mit den eigenartigen Kuppeldächern. Durch die leichte Neigung des ganzen Geländes nach Westen ergaben sich an der Westseite der Siedhäuser ebenerdige Zugänge zur Feuerung unter den Salzpflanzen. Das ausgekochte Salz wurde mit besonderen Schaufeln auf Trockenflächen gebracht, welche durch die Abwärme der Kessel erwärmt waren. Dort wurde es mit Metallwalzen, die barfußige Sieder hinter sich herzogen, fein trocken-

gewalzt und in gleicher Höhe in die Wiege- und Verpackungshalle gebracht. Der Vorgang spielte sich in allen Salinen wohl ziemlich ähnlich ab, so konnte Schulz Fotos aus dem Jahre 1967 aus Rottenmünster als Beispiel für die längst nicht mehr bestehende Schwenninger Saline verwenden.

Daß eine technische Anlage mit dem Lauf der Zeit Verbesserungen erfährt, liegt nahe. So können wir es dem Erbauer nicht zum Vorwurf machen, daß zum Beispiel die ersten viereckigen Schornsteine später durch runde und höhere Schlotte ersetzt wurden, wobei sie auch wegen anderer Raumdispositionen an andere Stellen kamen. Immer gültig bis auf den heutigen Tag blieb aber die überzeugende Gesamtdisposition, welche gegenüber Schwenningen ausgereifter erscheint. Wohl waren auch Erfahrungen gesammelt worden. Denn v. Alberti schloß sich nirgendwo ge-

4. Langer Solebehälter an der Ostseite des Platzes



5. Solebehälter und Stall, Ostseite des Platzes



gebenen Vorbildern an. Deshalb lag es ihm auch nicht, wie der Weinbrennerschüler Friedrich Arnold in Bad Dürkheim technische Bauten mit klassizistischem Detail schlöbchenhaft auszustaffieren. Wohl fehlte ihm auch die konstruktive Tradition des alten ländlichen Zimmerhandwerks. Er experimentierte kühn darauflos, was man am Wechsel im Konstruktionsprinzip der „Kuppeln“ über den runden Solebehältern erkennen kann. Die älteren sind offenbar die wirklich runden freitragenden Dächer mit Schindeldeckung. Sie mußten später in der Mitte abgestützt werden, da sich die aus zwei Brettlagen zusammengenagelten Rundbinder verschoben hatten. Die anderen zwei Dächer sind aus dem Achteck konstruiert mit Haupt- und Zwischenbindern aus dreifacher Brettlage und ringsumlaufenden Verspannungen. Wegen notwendiger Versteifung der Spitze mußte der Konstrukteur

hier auf das reizvolle Oberlicht der Rundkuppeln verzichten. Andererseits machte die Vieleckform eine normale Deckung mit dem neueren Baumaterial Ziegel möglich, während bei den älteren Rundformen sich Schindeldeckung anbot.

Es sollte an diesem herausgegriffenen Beispiel gezeigt werden, wie wenigig „Baumeister“ v. Alberti war, der in Rottenmünster eine Industrieanlage schuf, die gleichzeitig menschliche Wärme und Großzügigkeit atmet, ohne in den Fehler höfischer Bauformen oder in die Unwahrhaftigkeit eklektizistischer Lösungen abzugleiten. Dasselbe Urteil mag für die Nebenbauten, Schmiede, Werkstatt und Stall gelten, dessen Glockentürmchen einen Akzent in der Landschaft setzt, so wie sein Morgen-, Mittag- und Abendläuten den Tageslauf bestimmte.

Die kleine Wohngemeinde, weitab von den Versor-



6. Westseite der Siedhäuser, Zugang der Heiz-Öfen. Die Vordächer sind spätere Zusatz.



7. Unteres Bohrhaus von Süden. Im Plan von 1826 ist nur der linke Baukörper mit 2 höheren Giebelbauten und mit dem niederen rechten Anbau, welcher das Wasserrad enthält, dargestellt. Der rechte Baukörper mit Turm ist später.

gungsmöglichkeiten der Stadt, hatte noch bis zur Jahrhundertwende ihre tägliche Milchausgabe hier und ihren Botengänger mit zweirädrigem Handwägelchen. Es war sozusagen ein Gutshof, auf welchem das Verwalterehepaar die Gutsherrschaft spielte.

Für die Bohr- und Pumpenhäuser mit ihren Wasserkraften gilt dasselbe, was oben allgemein über die Gestaltung gesagt wurde. Nach der alten Katasterkarte gab es schon 1826 ein oberes und ein unteres Bohrhaus. Welche von den neun Bohrungen, die Xeller erwähnt, unter den heute sichtbaren Türmen liegen, bedürfte noch näherer Untersuchung. Auf jeden Fall wurde schon frühzeitig an zwei etwa 600 Meter voneinander entfernten Punkten im Tal gebohrt.

Bis in die Mitte der fünfziger Jahre hat Friedrich

von Alberti, zuletzt als „Bergrat“, den Ausbau der beiden Salinen Wilhelmshall geleitet.

Nach 1905 wurde ein neues Verwalterhaus gebaut und eine recht stattliche Wohnsiedlung für die Betriebsangehörigen. Erbauer war wohl der durch das „Gmindersdorf“ in Württemberg bekannt gewordene Theodor Fischer aus München, der damals Architekturprofessor an der Technischen Hochschule Stuttgart war.

Der technische Fortschritt hat die Anlage von Rottenmünster überholt. Andere Salzvorkommen erwiesen sich mit der Zeit als wirtschaftlicher. Die Erhaltung eines so großen Komplexes, der seine eigentliche Aufgabe eingebüßt hat, als „Baudenkmal“ erscheint ausgeschlossen. Erwünscht wäre es, den einen oder anderen besonders eigenartigen Bau, z. B. von den Sole-

behältern, anderswo einem neuen Zweck zuzuführen. Auch müßte noch geprüft werden, ob nicht das Deutsche Museum in München oder ein Freilichtmuseum für die Geschichte der Technik Interesse an einzelnen kleineren oder größeren Teilen der maschinellen Einrichtung hat. Manches Wichtige wird schlecht zu ermitteln sein, wenn die Bauten abergerissen sind. Oft schon wurde die Eile hinterher bedauert. Dringend zu fordern ist auf jeden Fall eine gute Bauaufnahme der besten Bauten. Schließlich möchte man

sich eine ausführliche „Geschichte der Saline“ auch für Rottweil wünschen.

*Benützte Literatur:* Günter Schulz, Geschichte der Saline Wilhelmshall bei Schwenningen Bd. 7 der Schriftenreihe der Stadt Schwenningen, 1967. Besonders wurden Angaben über Saline Rottenmünster ausgewertet. – Oberamtsbeschreibung Rottweil 1875, bezüglich Saline Rottenmünster Bergrath Xeller. – Oberamt Rottweil aus „Königreich Württemberg“ 1905/1907. – Franz Betz, Reichsstift Rottenmünster und Rottweiler Barock, 1966. – Dr. W. Lindner und Architekt Steinmetz, Die Ingenieurbauten in ihrer guten Gestaltung, 1923.

## Rottweiler Glockengießerkunst

Von Gerhard Gommel

Vom Zeitalter der Gotik an bis ins 18., ja bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts war im süddeutschen Raum der Glockenguß vorwiegend in den ehemaligen Reichsstädten beheimatet. Biberach, Esslingen, Ulm u. a. können mit namhaften Glockengießertaditionen aufwarten. Die früheste Gießerschule, deren Zusammenhänge sich heute noch klar nachweisen lassen, dürfte die Rottweiler sein. In dem Städtedreieck Rottweil–Balingen–Horb und darüber hinaus in den Gebieten um Tübingen, Herrenberg und Calw hängen bis heute noch 50–60 Rottweiler Glocken aus der Zeit zwischen 1300 bis nahe an 1500.

Stilgeschichtlich interessant an dieser fast zweihundertjährigen Tradition ist die Tatsache, daß zwei deutlich sich voneinander abhebende und dennoch Kontinuität bewahrende Gießerschulen einander folgten. Im 14. Jahrhundert waren es Hainrich der Glogner und seine Nachfolger. Sie schufen Glocken zwar von bescheidener Größe, aber schwerem Gewicht, und darum durch ihr Klangvolumen überraschend, in schlanker Form und mit steiler Flanke; die Glockenschulter war umrankt von einer Inschrift mit sehr charakteristischen, von Hand, noch nicht durch einen Model geformten Majuskelschriftzeichen. Fast mit der Wende zum 15. Jahrhundert tritt ein neues Glockengießergeschlecht in Rottweil auf, eine fast das ganze Jahrhundert hindurch tätige Familie Klain. Ihre Werke sind offenkundig aus der Glognertradition hervorgegangen, doch werden sie mehr und mehr von gotischem Stilgefühl geprägt, ja die Schulterin-

schriften der Klain-Glocken bestehen schon von Anfang an ausnahmslos aus gotischen Minuskeln.

Es war eine verhältnismäßig kurze Zeit, nur diese zwei Jahrhunderte, die Rottweil zur Glockengießerstadt gemacht haben. Nach 1500 lassen sich keine Spuren vom Bestehen einer Gießhütte auffinden bis auf eine einzige Ausnahme: Um die Mitte des 17. Jahrhunderts arbeitete in Rottweil ein Paulus Zwolfer, ein gebürtiger Tiroler, als Stück- und Glockengießer. Er wird sogar Bürger der Stadt. Von seinen Glocken besteht keine mehr. Nur von einer einzigen aus dem Jahr 1657, einst in Gößlingen hängend, besteht ein archivalischer Nachweis.

Wer war aber nun dieser *Hainrich der Glogner*? Wir kennen nur seinen Namen, und schon das ist für jene alte Zeit eine Seltenheit. Er ist in Leidringen auf einer der liebenswertesten Glockeninschriften des Mittelalters zu lesen: „LIS<sup>1</sup> · MICH · LOB · MICH · HAINRICH · DER · GLOGNER · DER · MACHAT · MICH · MINNE · GOT · VOR · ALLEN · DINGEN · SO · KAN · DIR · NIMER · MISSE · LINGEN.“ Bescheiden, mit kleinen aber eigenwilligen Buchstaben stehen diese Worte rings um den unteren Rand der Glocke, dem sog. „Schlag“. Der eigentliche Platz für die Inschrift um die Schulter und die größeren Schriftzeichen gebühren damals den heiligen Evangelistennamen, dem Gotteslob und dem Gebetsruf – nicht, wie dann später in der Renaissance- und Barockzeit der prunkhaften Aufzählung örtlicher Prominenz. Obwohl also nur dieses eine Mal sein Name genannt



Rotenzimmern, um 1300

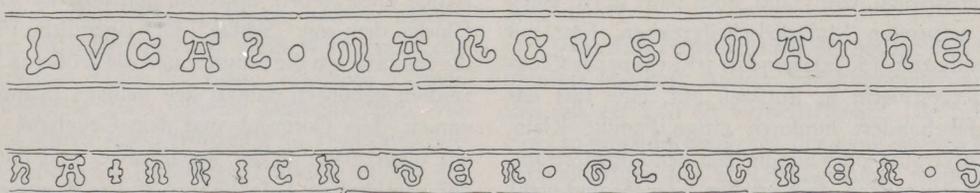


Bergfelden, 1470

ist, so läßt sich doch einiges über den Glogner und sein Werk aussagen. Da ist die schon erwähnte schöne und schlanke Form der Glocke. Da ist die prägnante, individuelle Majuskelschrift, z. B. das A mit einer Art Dach darüber, oder das M, das wie ein O mit einem hakenförmigen Abstrich aussieht, das E, das nach rechts abgeschlossen ist (*nach* 1300) und das nach rechts offene C (*vor* 1300). Außerdem besitzen diese Glocken auffallend hohe und dünne Kronenbügel. Das alles sind Merkmale, die den Glogner auf rund 1300 festlegen. Auch ist nirgends Rottweil als Sitz einer Gießhütte des Glogners genannt. Er wird der Sitte der Zeit entsprechend damals noch am Ort gegossen haben. Dennoch läßt sich an seiner Zugehörigkeit zu Rottweil festhalten, denn es ging von ihm eine Auswirkung auf Generationen aus, deren Ansässigkeit in Rottweil nachgewiesen ist. Mit Sicherheit können dem Glogner Glocken in Leidringen, dem benachbarten Rotenzimmern, in Weiden und in Kaise-

ringen zugeschrieben werden. Bei anderen besteht die Wahrscheinlichkeit.

Aber nun befinden sich im Gebiet des oberen Neckars noch etwa weitere 20 Glocken aus dem 14. Jahrhundert, nahe verwandt dem Werk des Glogners. Man ist genötigt, von einer frühen Rottweiler Gießerschule zu reden: Glockenkörper und Majuskelschrift wie beim Glogner, dazu dieselbe Textprägung: die Namen der Evangelisten und – soweit die Zeile reicht – ganz oder mitten drin abgebrochen der alte schöne Bittruf: O REX GLORIE CRISTE VENI CUM PACE – „O König der Ehre, Christus, komm mit Frieden“. Es zeigt sich aber an diesen Glocken bereits schon die Weiterbildung. Die Kronenbügel werden niedriger und gedrungen, die Schriftzeichen größer und schlanker, und entsprechend den Himmelsrichtungen erscheint (vielleicht schon auf den Spätwerken des Glogner) auf der bisher schmucklosen Flanke 4mal ein Kreuzifixus im Relief (wohl nicht als künstlerischer



Leidringen, um 1300, Hainrich der Glogner

P N O Q : A V +

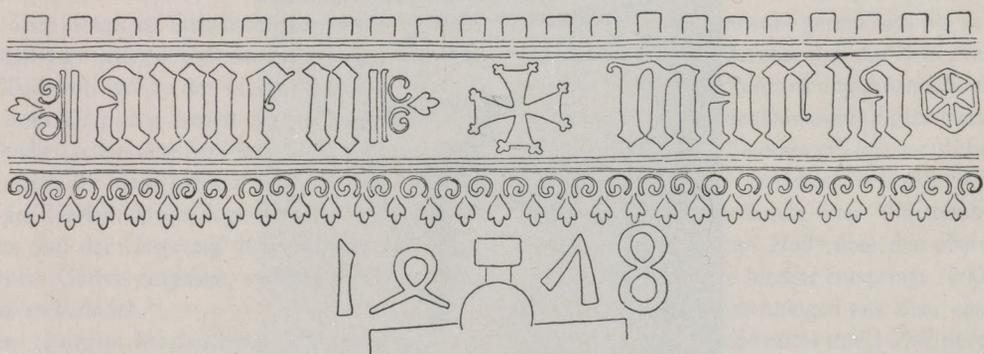
M R T H E V S

Bergfelden (Horb), 2. Hälfte 14. Jahrhundert

Schmuck, sondern als magische Abwehr gegen dunkle Gewalten zu deuten). Diese Weiterbildung schreitet so schnell voran, daß nebeneinander auf ein und derselben Glocke zur Gotik hinweisende Schriftzeichen und alte Formen aus der Glognerzeit auftreten. So in Bergfelden, wo der übliche Glockenspruch nicht die ganze Zeile ausfüllte, so daß der Gießer meinte, noch ein AVE einfügen zu müssen, und dazu mag er vielleicht aus seinem Restvorrat noch Buchstaben des alten Schrifttypus hervorgeholt haben. Auch die große Empfänger Glocke zeigt an Schulter und Schlag zwei verschiedene Schriftarten, und es mutet gegenüber der bisherigen Gleichförmigkeit der Texte an wie eine Weitung des Horizonts, wenn da plötzlich und einmalig der Anfang der griechischen Karfreitagsliturgie, allerdings in sehr verballhorntem Griechisch und Latein erscheint: AYOS · YSCIROС · AYOS · OTEOS · AYOS · ATHONATVS · YLCGSEMINAS<sup>2</sup> · SC~S<sup>3</sup> · DEVS · SC~S · FORTYS · SC~S · YNMORTALIS · MI~E NOBIS · GLORIA · LAVS · ET · HONOR · T<sup>5</sup> · SIT · REX · CHRISTE · REDEM!<sup>6</sup> „Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott, erbarme Dich unser!“

Die Tendenz zur Gotik ist bei diesen Glocken aus dem zu Ende gehenden 14. Jahrhundert unverkennbar. Mit dem Aufkommen der Gießerfamilie Klain tritt in Rottweil die voll ausgeprägte Gotik unvermittelt in Erscheinung. Nun besitzen die Glocken aus-

nahmslos Minuskel-Inschriften. Gußjahr und Name des Meisters werden häufig, Rottweil als ständiger Ort der Gießhütte deutlich genannt. Die Glocke von 1418 auf der Rottweiler Kapellenkirche ist signiert mit dem Namen Hans Klain und auf einer im gleichen Jahr für Burgfelden gegossenen, nicht mehr erhaltenen Glocke stand neben diesem Namen „ze rotwil“. Die Bergfeldener Glocke von 1427 trägt zwar noch den Glockenspruch der Glognerzeit, aber die Fortsetzung lautet, durchaus im Stil der Gotik: „osanna hais ich der klain von rotwil gos mich“, und noch einmal der Hinweis auf Rottweil auf einer kleinen Glocke in Rangendingen: „oswalt khin rotwil“! Den signierten Glocken zufolge waren es drei Generationen dieser Klain: zuerst die Brüder Hans und Oswalt, dann ein Lienhart und nochmals ein Oswalt, der in Rottweil auch als Richter genannt wird. Auch die beiden letzteren könnten Brüder gewesen sein, allerdings von beträchtlichem Altersunterschied. Die Glockenzier wird bei den Klain zunehmend reicher und schöner. Die Zeilen sind durch Kordelstege nach oben und unten abgegrenzt, und Rundbögen mit Kleeblattfüllungen und kleinen Kreuzblumen oder andere gotische Schmuckzeichen schließen sich an. Mitunter ist auf der Flanke ein schräg gestellter Wappenschild mit Glocke, flankiert vom Gußjahr in arabischer Zahlenschrift, besonders schön auf der Trichtinger Glocke von 1478. Dem Zeitalter der Gotik ge-



Trichtingen, 1478

# GLORIA \* Q \* ILVONS

Isingen, 2. Hälfte 14. Jahrhundert

mäß treten an die Stelle der alten Texte nun solche aus dem Heiligen- besonders dem Marienkult, mit Vorliebe das bekannte „Ave Maria, gracia plena . . .“, aber auch in deutscher Sprache „maria gotes celle hab in hot was ich vber schele amen“. Abseits von den üblichen Inschriften stehen die gleichlautenden auf den beiden Klain-Glocken von 1448 und 1451 in Isingen mit dem Kreuzesruf Jesu: „heli heli lema sabathoni devs mevs ut qvit derelevisti me“ – Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Was mag den Meister oder Stifter dieser Glocken zu solchem Ruf veranlaßt haben? Ein erschütterndes Ereignis? Oder zeigt sich bereits die Hinwendung der Spätgotik zur Passion und Christusmystik?

Es ist ein interessantes Glockenland dort am oberen Neckar. Wer es durchwandert, wird große Freude haben sowohl an dem ehrwürdigen Erscheinungsbild

als auch an dem kräftigen, herben und doch silbrig strahlenden Klang dieser alten Rottweiler Glocken. Diejenigen der Glognerschule lernt man am schönsten kennen in Leidringen, Rotenzimmern, Gößlingen (Kirche mit bedeutenden Kunstschätzen!), Weiden und Empfingen, die gotischen Klain-Glocken, teilweise in Gemeinschaft mit den älteren, in Rottweil (Kapellenkirche), in Isingen, Gruol, Roßwangen oder Trichtingen. Das stärkste Erlebnis alter Rottweiler Glocken vermittelt das schöne Drei-Geläute der St. Remigiuskirche in Bergfelden. Es klingt heute noch ebenso wie vor und nach 1400.

*Anmerkungen:* <sup>1</sup> Vgl. losen = hören. – <sup>2</sup> Soll wohl heißen: ELEISON EMAS. – <sup>3</sup> sanctus. – <sup>4</sup> miserere. – <sup>5</sup> tibi. – <sup>6</sup> redemptor.



Gößlingen, 1. Hälfte 14. Jahrhundert

# Der junge Neckar

Von Helmut Schönamsgruber

Jatz gucket ao des Wässerle,  
wias aus em Bode' spritzt  
ond wia e silbrigs Messerle  
so blank ond sauber glitzt!  
Wias pflätscheret ond strudlet  
ond wuselet ond hudlet,  
wias läbberet ond motzet  
ond Kieselbatze schlotzet!  
Sott ma's glaube', schla me-s Blechle,  
daß des wenzig, wonzig Bächle  
mol en Neckar geit?  
Freilich, freilich geit es des,  
narr, aus Bibberlen wearat Gä's  
ond aus Kender Leut!

Soweit *Sebastian Blau*<sup>1</sup> über den „jungen Neckar“, von dessen literarischen Zeugnissen und seiner Entstehung und Landschaftsgeschichte einiges berichtet werden soll.

Schon in *Christian Friderich Sattlers* „Historischer Beschreibung des Herzogthums Württemberg“ vom Jahre 1752<sup>2</sup> finden wir eine Schilderung der Quelle und des daraus entspringenden Baches: „Übrigens ist in diesem Amt zu Schwenningen der Ursprung des Neckars zu finden, eine kleine halbe Viertelstunde von diesem Dorff auf freyem Felde. Die Quelle ist 5 Schuh tief, und 2 Schuh breit und laufft durch ein steinern Rinselen etwan 2 Finger breit, da es dann einer Spannen breit wird. Eine Viertelstund davon laufft der Moßbach in den Neckar. Ungefehr 300 Schritt weit unter selbigem ist der unerschöpfliche Neckarbronnen, der zwar nicht in den Neckar laufft, aber denen zu Schwenningen so viel Wassers gibt, daß fast jedes Haus seinen eigenen Bronnen hat. Gleichwohl treibt der Neckar nur eine Viertelstund vom Ursprung wegen der vielen dort seyenden Quellen schon eine Mühlen. Nicht weit davon ist ein Wasser, der Hanf-Neckar genannt, weil man den Hanf im Herbst darein legt. Crusius meldet nebst Zeilern, daß der Ursprung dieses Flusses mit einem hülzernen Gätter umgeben, welches sich aber jetzo nimmer so befindet.“

In der „Kurzen Beschreibung Wirtembergs“ von *Johann Martin Rebstock*<sup>3</sup> steht die reizende Schilderung unseres Heimatflusses: „Der Neccarstrohm, wel-

cher dieses Land (wie der Nilus Aegypten) durchflusst und fruchtbar macht, (samt vielen andern Wassern und Flüssen, die sich in diesem Lande ergiessen), geben den Inwohnern vil gute Fische, welcher Neccarstrohm, bey guter Friedens-Zeit, mit vielen, wol erbauten Städten geprangt, deren aber Theils in der Aschen, Theils sonsten durch Feindes Grimm ruiniert und verwüstet seynd. An diesem Neccarstrohm hat man sonderlich bey noch guter Friedens-Zeit, gesehen vil schöne und erhabene Weinberge, grünende Wisen und Gärten, viel Obst-tragende Bäume, fruchtbringende Aecker, und das Land voll zahmen, auch wilden Viehs. Dieser weitberuffene Neccar-Strohm entspringt nicht über 5000 Schritt weit vom Donau-Brunnen im Württembergischen, oberhalb des Dorffs Schweiningen, in der Ebene neben den Aeckern, von welchen Aeckern wol der Name Neccar dörrfte her rühren.“

Eine überaus phantasievolle Deutung des Namens Neckar, dessen sprachliche Herkunft *Rudolf Kapff*<sup>4</sup> und *Oscar Paret*<sup>5</sup> für sehr alt halten. *Paret* nimmt einen keltischen Ursprung an, *Kapff* schreibt 1925: „Sogar unser ‚Neckar‘ kann aus rein sprachlichen Gründen als germanisches Wort genommen werden, obgleich er schon bei Tacitus vorkommt, also zu einer Zeit, zu der die Mehrheit der Bevölkerung unseres Landes noch nicht germanisch, sondern kelto-romanisch gewesen ist. Es gibt nämlich eine Stelle in der Edda, wo Odin inkognito reist und sich als Flußgott Nikkr einführt. Nikkr ist ein leiblicher Verwandter von den aus dem Sang an Aegir rühmlichst bekannten ‚Nek und Nick‘ oder von der gutdeutschen ‚Nixe‘! Wenn so ‚Neckar‘ sowohl germanisch als vordeutsch sein kann, so folgt daraus, daß der dem Namen zugrunde liegende Stamm urindogermanisch ist. Damit eröffnet sich wie bei der Donau für Zeitfestsetzung und Ableitung auch des Neckars ein unermeßliches Feld.“ Etwas ausführlicher berichtet erstmals die „Geographische Heimathskunde von Württemberg und Deutschland“ von *Carl Holl*<sup>6</sup> über den obersten Teil des Flußlaufes: „Der Neckar entspringt 1000 Schritte südwestlich von Schwenningen aus einer eingefaßten Quelle als ein 1/2 Zoll breites und 1 Zoll tiefes Riesel. Er wird jedoch durch Nebengewässer bald so vergrößert, daß er unterhalb des Dorfes Schwenningen

schon 3 Mühlen treibt, und nach einem kurzen Lauf zum Bache erwächst. Während seines Oberlaufes bis Horb begleitet er den Osthang des Schwarzwaldes und hat auf 16 Stunden Weges einen Fall von 948 Fuß. Dieses nicht sehr bedeutende Gefälle . . . zwingt ihn schon in seinem Oberlaufe, die niedrigen Stellen sorgfältiger aufzusuchen, weshalb er auch manchfache kleinere Krümmungen beschreibt. Doch ist sein Bette eng und sein Thal schmal.“

Alle diese Schilderungen sprechen von einer Neckarquelle auf freiem Felde nahe Schwenningen und erinnern sehr an manch andere „Quelle“ eines Flusses, etwa an die Donauquelle in Donaueschingen. Der Ursprung der Flüsse liegt allerdings häufig anderswo. Es gibt auch heute noch in der Umgebung von Schwenningen einige kleinere Quellen, die mit diesen Beschreibungen übereinstimmen könnten. Sicher ist jedoch, daß in Richtung zur Wasserscheide zwischen Rhein und Donau der Ursprung des Neckars im Naturschutzgebiet „Schwenninger Moos“ zu finden ist. Dort liegt die „Quelle“ des Neckars allerdings nicht in jenem Weiher, an dem das Schild „Neckarursprung“ steht, sondern im Ostteil des Moores, im Bereich der Stellen, an denen von den Keuperrändern Wasser zuströmt und hervorbricht <sup>7</sup>.

Es ist dies ein Platz, der einen erst in den letzten Jahrzehnten entstandenen Quellsee aufweist. Durch einen Torfabbau zwischen 1910 und 1920 <sup>8</sup> wurde hier ein Quellhorizont angeschnitten, der, gemeinsam mit weiteren Zuflüssen entlang eines Stichgrabens von Ost nach West, den „Neckarursprung“ speist. Damit erhebt sich zugleich die Frage nach der Entstehung dieses Gebietes um den Neckarursprung, also des Schwenninger Moores. Durch eingehende Untersuchungen in den letzten Jahren, besonders von *Alfred G. Benzing* <sup>9</sup> und *Karlbans Göttlich* <sup>10</sup> zeigte sich, daß in der Tiefenlinie am Fuß des Stufenrandes einerseits kleinere Gewässer in Form sogenannter Stirnbäche von der Keuper-Lias-Stufe und andererseits kleine Bäche von der Dachfläche der Muschelkalk-Lettenkeuperstufe im Westen sich sammeln und so, wenigstens zeitweise, stehende Gewässer bilden können, die eine Vermoorung ermöglichen. Tektonische Vorgänge, die ein Abkippen einzelner Schollen bedingten, sind wohl die eigentlichen Ursachen für die Ausformung der Landschaft um den Neckarursprung, wie dies besonders *Georg Wagner* <sup>11</sup> festgestellt hat.

Durch Zuflüsse von den Stufenrändern entstand also ein See, der einst eine durchschnittliche Wassertiefe von 4 Metern aufwies. Bei der Untersuchung des Untergrundes konnte im Moos keine Wasserscheide

zwischen Neckar und Donau ermittelt werden. Etwa von 12 000 bis 5000 v. Chr. bestand dieser See im Schwenninger Moos, dann wuchs er allmählich zu, über einen Schwingrasen und ausgedehnte Muddebildung entstand ein typisches Niedermoor, wie wir es noch heute in manchen Teilen Oberschwabens sehen können.

Nach den pollenanalytischen Untersuchungen dürfte sich etwa von 3000 v. Chr. im Mittelteil des Moores ein Bruchwald gebildet haben. Randleiche Quellseen entstanden auch noch später. Das eigentliche Hochmoorwachstum auf dem Moos begann etwa um 2000 v. Chr. Damit war die frühere „Mulde“ aufgefüllt und der Kampf um die Wasserscheide begann, der in diesem sehr flachen Gelände allerdings kaum wahrzunehmen ist. Ein deutliches Gegenbeispiel bildet der Kampf zwischen rheinischer und donauwärts gerichteter Entwässerung im obersten Echaztal am Traifelberg auf der Reutlinger Alb im Naturschutzgebiet „Greuthau“.

Vielfältig waren die Meinungen in früherer Zeit über die Entstehung des heutigen Neckars. Schon *Robert Gradmann* <sup>12</sup> widerlegt die Ansicht mancher Geologen, daß die Donau einst durch die Baar zum Neckar geflossen sei. Dagegen spielt, wie wir noch sehen werden, für die Entstehung des Flußbettes des jungen Neckars die Eschach eine entscheidende Rolle. Wenn wir den Lauf des Neckars zwischen seiner Quelle und Sulz als „jungen Neckar“ bezeichnen wollen, so ist das eine etwas willkürliche Festsetzung. Man könnte diesen Abschnitt ausdehnen bis nach Rottenburg, also bis zum Austritt aus dem Engtal im Muschelkalk in den Bereich der früheren „Tübinger Lone“. Es sei aber in diesem Beitrag eine Beschränkung auf diesen Abschnitt vorgenommen, der auch in der erdgeschichtlichen Zeitrechnung seine Berechtigung haben dürfte. Deutlich unterscheidbar sind zwei Hauptabschnitte im Verlauf des Flusses. Zum einen das ziemlich breite Tal, nur unterbrochen durch einen engeren Abschnitt bei Deißlingen im „Neckartale“, also zwischen Schwenningen und Lauffen bzw. Rottweil und zum anderen das tief eingeschnittene Tal unterhalb Rottweil bis zur Stadt Sulz. Die erste Strecke ist bedingt durch die weichen Keupermergel und das geringe Gefälle, wozu noch die schwache Wasserführung kommt, außerdem fließen hier keine bedeutende Seitenbäche dem Neckar zu.

Den Untersuchungen von *Georg Wagner* <sup>13</sup> und insbesondere von *Josef Stemmer* <sup>14</sup> verdanken wir die Klärung der Fluß- und Landschaftsgeschichte des oberen Neckars. Sie wiesen darauf hin, daß die Entstehung des Neckartals nicht denkbar ist ohne die

Einwirkung dreier wichtiger heutiger Zuflüsse, nämlich von Eschach, Schlichem und Prim. Deshalb sei hier zunächst deren Bedeutung für den jungen Neckar erwähnt.

Sehr alt schon ist das Tal der Eschach. Während des Tertiärs lag ihr Quellgebiet vermutlich im Bereich der heutigen Hornisgrinde, es umfaßte 600 Quadratkilometer. Heute ist ihr Einzugsbereich auf rund 80 Quadratkilometer beschränkt. Die Entwässerung erfolgte von Nord nach Südost, große Wassermassen strömten in dem breiten Tal. Damals setzte sich das Eschachtal oder besser, das Tal der Eschachdonau, in den Talzügen von Prim und Faulenbach bis in den Bereich des heutigen Tuttlingen fort, dort wurde die Donau erreicht. Bei Aixheim, Aldingen und Hofen konnten anlässlich von geologischen Untersuchungen, so z. B. in Baugruben und beim Ausheben des Bodenseewasserleitungsgrabens Schotter festgestellt werden, die aus dem Keuper-, Muschelkalk- und Buntsandsteingebiet stammen und nur von der Eschach hierherverfrachtet sein können.

Eine Vorstellung vom Alter dieser Eschachdonau gibt heute noch das Landschaftsbild des Tales zwischen Seedorf und Lackendorf. Weite Talschlingen, wie wir sie auch von anderen zur Donau entwässernden Tälern kennen, bestimmen diesen Talabschnitt. Der unterste Teil des Eschachtales dagegen, besonders zwischen Horgen und Bühlingen ist dagegen schon durch die Fixierung des Tales beim Einschneiden in den Muschelkalk bestimmt und viel jünger. Manche Strecken im Oberlaufbereich, auch entlang der Seitenbäche, sind stark vernäßt, und die Bäche zeigen nicht das typische Bild gefällstüchtiger Quellbereiche, wie ihre Konkurrenten im benachbarten Kinziggebiet.

Die Hochflächen um Winzeln und Fluorn mit mächtigen Lehmdecken und großen Bohnerzvorkommen, die früher zur Eisengewinnung ausgebeutet wurden, gehören zu den ältesten Landoberflächen unserer Heimat. Neben der für das gesamte Gebiet des oberen Neckars wichtigen Hebung des Schwarzwaldes ist hier eine örtliche Absenkung von Bedeutung für die Landschaftsgeschichte. Diese Absenkung hat eine Abtragung verhindert und im Gebiete der oberen Eschach das, nach *Georg Wagner*<sup>15</sup> „greisenhafteste Tal des süddeutschen Schichtstufenlandes“ konserviert.

Dieser Abschnitt des Eschachtales vermittelt uns einen Begriff vom ehemaligen Aussehen des „danubischen Landes“ nördlich des Albraufes.

Bei Rottweil wurde vor etwa 600 000 Jahren diese donauwärts entwässernde Eschach von Neckar angezapft, die freilich damals schon einen großen Teil ihres Einzugsgebietes an Nebenflüsse des Rheins im

Schwarzwald verloren hatte<sup>16</sup>. Es erfolgte eine Ableitung, die Entwässerungsrichtung änderte sich nach Nord und Ost.

Aber auch im Schlichemtal, einem weiteren bedeutenden Zubringer des jungen Neckars, können wir eine solche Umkehr der Entwässerungsrichtung feststellen. Die Schotter der einstigen Schlichem bringen wichtige Beweise für die Landschaftsgeschichte.

Als der Albrauf in der Gegend von Lochen, Schafberg und Plettenberg noch weiter im Norden lag, gehörte der Bereich hinter diesen Randbergen zum Entwässerungsgebiet der Bära. Bei Tieringen sehen wir heute deutlich ein geköpftes Tal, es hat sich eine flache Talwasserscheide ausgebildet. Hier ist auch besonders schön der Unterschied zwischen danubischer, also zur Donau gerichteter, und rhenanischer, also zum Rhein bzw. Neckar entwässernder Talausbildung zu sehen. Zur Donau führt ein breites, abgerundetes Tal, zum Neckar ein steil eingeschnittenes, fast schluchtartiges, enges Tälchen.

Heute fließt die Schlichem bis etwa Böhringen im Bereich ihres ursprünglichen Tales. Ihr weiterer Lauf läßt sich an Hand reicher Schottervorkommen zwischen Irslingen und Villingendorf, in der Gegend von Hohenstein auf der Hochfläche über dem heutigen Neckartal bis westlich Rottweil verfolgen. Damals konnte also der Neckar sich noch nicht in diese Hochfläche eingeschnitten haben. Bei Bühlingen etwa mündete diese Urschlichem in die Ureschach und war damit ein Nebenfluß der Donau.

Der Neckar hatte vor über einer Million Jahren, also vor Beginn der Eiszeit, dank seiner rückschreitenden Erosionskraft die Gegend von Oberndorf erreicht. Wir müssen uns dies so vorstellen, daß nach dem Einbruch des Rheintalgrabens der Neckar sich ausbildete und im frühen Plozän den nördlichsten Ast der Urlone<sup>13</sup> oder Cannstatter Lone, die zur Donau floß, zwischen Cannstatt und Plochingen „umdrehte“ und sich tributär machte. Später riß er die „Tübinger Lone“ an sich und arbeitete sich langsam nach Südwesten vor. Dabei bezog er die Urammer, die aus dem heutigen oberen Nagoldtal kam, in seine Zuflüsse ein. Bei den großen Wassermassen und den wenig widerstandsfähigen Gesteinen in diesem Talabschnitt bildeten sich hierbei breite, weiche Täler, die noch heute weitgehend das Landschaftsbild bestimmen, wie dies *Friedrich Huttenlocher*<sup>17</sup> überzeugend nachgewiesen hat.

Der weitere Angriff erfolgte gegen Ende des Tertiärs und im Laufe des Diluviums, wobei oberhalb Rottenburg der Muschelkalk den Angriffen des Wassers zunächst nur wenig nachgab und so schluchtartige,

schmale Eintiefungen bedingte. Erst durch die unterirdische Auslaugung und die Bildung von Karstabflüssen, der heutigen Donauversickerung oberhalb Tuttlingen vergleichbar, kam es später zu Einbrüchen in die Gauflächen und zu stärkerer Talbildung, die noch heute andauert.

Bei Villingendorf wurde einst die Urschlichem vom Neckar erreicht und damit entfiel ihr bisheriger Unterlauf bis zur Mündung bei Rottweil. Durch das Einfallen der Schichten in dieser Gegend nach Osten hatte der Neckar es leichter, sich in den weichen Gipskeuper einzugraben, er bildet einen typischen Stufenrandfluß, der auf den Schichtflächen tiefer gleitet. Heute liegt das Bett des jungen Neckars im Schnitt etwa 1 Kilometer ostwärts des Urschlichemtales.

Etwa in der Gegend von Bühlingen erreichte der sehr aggressive Neckar später die Stelle der einstigen Schlichemeinmündung in die Eschach und zapfte auch diese an. Mit der Verstärkung seiner Wasserführung kam es zu einer noch kräftigeren Eintiefung des Tales und damit auch zu stärkeren Erosionsmöglichkeiten aller Seitenbäche. Das Klima der Eiszeiten mit seinem Wechsel von Frostperioden und Zeiten des Auftauens, mit intensiver Sprengarbeit an Gesteinen und starkem Bodenfließen trug dazu bei, große Veränderungen der Landschaft, an den Hängen und in den Tälern zu bewirken. Teilweise wurden einzelne Talabschnitte in jener Zeit wieder aufgeschottert.

Von Epfendorf aus ostwärts vordringend hatte gegen Ende der Eiszeit ein Seitenbach des Neckars das damalige Schlichemtal erreicht. Zwischen Böhringen und Irslingen erfolgte die Anzapfung. Ein steil in den Muschelkalk eingeschnittenes, vielfach gewundenes Tal entstand, von dem besonders die romantische Schlichemklamm mit ihren Wasserfällen erwähnt werden soll.

Zweihunderttausend Jahre etwa dürfte es nach *Stemmer*<sup>14</sup> gedauert haben, bis der Neckar nach der Einverleibung der Schlichem bei Villingendorf die Eschach bei Rottweil angezapft und abgeleitet hatte. Diese Zeitspanne erscheint uns sehr lang, sie ist, geologisch gesehen, außerordentlich kurz.

Als drittes wichtiges Tal im Gebiet des jungen Neckars muß das Primtal erwähnt werden. Seine Entstehung dürfte in die gleiche Zeit fallen, in der die Eschach abgeleitet wurde, also vor etwa 600 000 Jahren. Hier wurde aus der ursprünglichen Entwässerungsrichtung zur Donau (Eschachdonau über das Prim- und Faulenbachtal) eine gerade umgekehrte zum Neckar. Die frühere danubische Richtung ist an den Nebenbächen der heutigen Prim: Weiherbach und Wellendinger Starzel ebenso abzulesen, wie am

obersten Primtal hinter dem Dreifaltigkeitsberg, die noch heute nach Süd bis Südwest verlaufen.

In der Gegend des Naturschutzgebietes „Dürbheimer Moos“ liegt jetzt die Wasserscheide im ehemaligen Eschachdonautal zwischen Prim, die dem Neckar tributär ist und dem Faulenbach, der zur Donau entwässert. Bis zu 40 Meter mächtige Schuttmassen, die teils von den umgebenden Hängen stammen, liegen über dem ehemaligen Eschachbett. Zwischen Spächingen-Hofen und Neufra grub sich die Prim im Laufe ihrer neuen Flußgeschichte kräftig in die Fläche des ehemaligen Eschachtales ein. Besonders schön sind in der Gegend von Neuhaus und Neufra die Aufschlüsse im Keuper am Rand des Bachbettes zu sehen. Sie zeigen durch die Geringmächtigkeit der einzelnen Schichtglieder im Vergleich zum mittleren Württemberg, wie nahe wir hier schon am „Fächergriff“ des süddeutschen Schichtstufenlandes sind.

Von Neufra ab bewegt sich die Prim auf einer Schotterfläche, die sie selbst schuf, gezwungen durch das Abkippen der Schichtflächen gegen Osten, das letztlich bis heute anhält. Gering ist das Gefäll im Unterlauf, nur wenig Wasser führt die Prim bei ihrer Einmündung in den Neckar westlich Göllsdorf.

Ohne diese Zuflüsse ist unser Neckar, wie jedermann sich in den Sommermonaten selbst überzeugen kann, oberhalb Rottweil ein sehr müdes Rinnsal. In den Blättern des Schwarzwaldvereins<sup>18</sup> gibt es eine interessante Notiz aus dem Jahre 1906: „(bei Deißlingen) ist unser geliebter schwäbischer Strom noch ein forellenreiches Bächlein mit meist stark abschüssigen Ufern und starkem Gefäll, das sich durch den braunen Jura oder wie die Geologen auch sagen, durch die bis hierher vorgetriebene Moräne des eiszeitlichen Lemberggletschers schlecht und recht seinen Weg treibt.“

Es war damals auf Grund der eiszeitlichen und gletscherkundlichen Forschungen geradezu Mode geworden, auch auf der Alb eine Vergletscherung anzunehmen. Man versuchte die Flußgeschichte des oberen Neckars mit eiszeitlichen Vorgängen in Verbindung zu bringen. Dennoch hätte zumindest die Erwähnung des Braunen Jura stützig machen müssen, da hier doch höchstens der Keuper im Verlaufe des Neckartales erreicht wird.

Vorsichtiger äußerte sich *Dr. von Lang*<sup>19</sup> zur Entstehung dieses Flußabschnittes (und das zwei Jahre vor der eben erwähnten Publikation!). Besonders wichtig erscheinen seine Ausführungen zu den Umlaufbergen im Tal des jungen Neckars, von denen *Georg Wagner* sagt, sie seien das schönste Musterbeispiel für die Entstehung solcher Landschaftsbilder. Schon unmittelbar im Stadtgebiet von Rottweil er-

kennen wir die Anlage eines solchen Umlaufberges, der hier freilich vom Neckar noch nicht vollendet wurde, nämlich am Michelsberg, zu dem die Straßenbrücke hinunterführt zur sogenannten Höllensteinschlinge. Tief eingeschnitten ist hier der Neckar in die Hochfläche. Eine schöne Schilderung gibt *Alfons Paquet* in seinem Buch: *Der Neckar. Ein Lebensbild*<sup>20</sup>: „Wer über Rottweil auf dem luftigen Turm, fünfzehn Stockwerke über dem Boden, hoch über den Wipfeln dichtgedrängter Bäume die enge Galerie umschreitet, der sieht, wie tief eingeschnitten dieses Tal des kleinen, fleißigen Neckars schon ist. Es ist die gewaltige Arbeit des Wassers seit Jahrtausenden, eine Furche, die sich immer einmal wieder mit den schlammfarbenen Wirbeln eines reißenden Stromes füllt.“

Geradezu klassische Umlaufberge bietet der Abschnitt zwischen Rottweil und Oberndorf. Sie liegen bei der Neckarburg, am Schloß Hohenstein, an der Schenkenburg bei Epfendorf und am Käpfle bei Altoberndorf, also im Bereich des Hauptmuschelkalkes.

Nur noch Reste von Umlaufbergen treffen wir dagegen im Mittleren Muschelkalk talabwärts. Mergel und Tone neigen zum Rutschen, sie werden zudem leicht abgetragen, Steinsalz- und Gipsschichten werden aufgelöst. Durch Unterhöhlung entstehen so an den Kanten des Oberen Muschelkalks Abbrüche, Türme, Felsnadeln, Kanzeln, und mauerartige Bildungen sind ebenso zu sehen, wie Spalten als Anfangsstadien der Ablösung am Talrand. Bedeutsam sind die Felsengärten oberhalb Aistaig am Boller Fels, bei denen dolomitische Lagen des obersten Muschelkalks beteiligt sind.

Schmal ist das Neckartal zwischen Rottweil und Talhausen. Nur die Bahnlinie, die einige Bergsporne in Tunnels durchstößt, findet hier Platz neben dem Fluß. Besonders reich sind die Landschaftseindrücke bei der Neckarburg, unterhalb derer aus dem Karst kräftige Quellen hervorbrennen, die für eine Wasserversorgung genutzt werden. Ihren ganzen Reiz erschließt diese hübsche Landschaft dem Wanderer, der von Rottweil aus talabwärts geht, einen flüchtigen Eindruck vermittelt auch eine Zugfahrt auf dieser wichtigen Bahnstrecke.

Nach Talhausen wird das Neckartal breiter und bietet auch für die Bundesstraße 14 Platz. Fast genau gegenüber Epfendorf mündet von rechts die Schlichem, bei der Ruine Schenkenburg der Schenkenbach. Epfendorf und Altoberndorf entstanden auf Schuttfächern von Seitenbächen in der Neckartalaue. Gegenüber Epfendorf und Oberndorf sind weitere typische Erscheinungen im Muschelkalk zu beobachten: Bergrutsche oder Bergschlipfe auf den tonigen,

quelligen, ausgelaugten Schichten des Mittleren Muschelkalks<sup>21</sup>.

In der Oberamtsbeschreibung Oberndorf<sup>22</sup> finden wir eine anschauliche Schilderung der Landschaft dieses Talabschnittes: „... besonders aber das Neckartal mit seinen Seitenthälern (haben sich) tiefer in die Muschelkalk-Hochebene eingefurcht. Das im Osten des Bezirks von Süd nach Nord ziehende Neckartal trägt den entschiedenen Charakter eines Muschelkalkthales; steile, von der Hochebene kantig, zuweilen felsig abbrechende Thalgehänge, die theils nur mit Weiden bedeckt, theils mit Wald bestockt sind und nur an dem flachauslaufenden Fuß der Gehänge für den Feldbau benützt werden, erheben sich in beträchtlicher Höhe über die zum Theil  $\frac{1}{8}$  Stunde breite Thalebene und sind durch beinahe rechtwinkelig auf das Hauptthal einbrechende Seitenthälchen und Schluchten mehrfach unterbrochen, während sich die Thälchen und Rinnen auf der Hochebene unter spitzen Winkeln vereinigen. Die Thalgehänge, welche gegen unten nicht selten terrassenförmig abgestuft sind, treten zuweilen in wohlgerundeten, amphitheatralischen Bögen von der Thalebene zurück und bilden schön geformte Vorsprünge, die theils ganz frei (Schenkenburg unterhalb Epfendorf, Burg Irslingen im Schlichemthal), theils zu  $\frac{3}{4}$  frei (Käpfle, Kreuzberg und Scheibenbühl bei Altoberndorf, Kapfenwald bei Epfendorf, Thierstein bei Thalhausen) vom übrigen Terrain sich abheben und dem Thal einen ganz besonderen Charakter verleihen.“

Damals findet sich also noch kein Versuch einer Deutung der Entstehung dieser schönen Umlaufberge oder der Ansätze zu solchen.

Oberndorf selbst liegt mit seinem mittelalterlichen Teil auf einem mächtigen Tuffvorkommen, dessen Alter von *Stemmer* auf höchstens 9000 Jahre geschätzt wird. In der Oberamtsbeschreibung<sup>22</sup> ist dessen Entstehung schon richtig gedeutet: „Die nicht große Stadt liegt auf der linken Seite des tief und schroff eingeschnittenen Neckarthales, in einer von hohen, steilen und kahlen Bergabhängen gebildeten kesselartigen Einbuchtung; in dieser, gegen das Neckartal offenen Bucht erhebt sie sich auf einem etwa 150 Fuß hohen felsigen, an einzelnen Stellen beinahe senkrechten Hügel, der aus jüngerem Süßwasserkalk (Kalktuff) besteht und sich erst später, nachdem die ursprüngliche Thalbildung längst vollendet war, hier abgelagert hat.“

Hier wird ein anderes wichtiges Gestaltungselement in der Landschaft des jungen Neckars deutlich: die Wirkung des Wassers, die sich unterirdisch abspielt.

Während auf der Hochfläche zahlreiche Dolinen und Erdfälle, besonders in der Gegend von Beffendorf, Zeugnis ablegen von der lösenden Arbeit des Wassers, wird in Oberndorf und an vielen anderen Stellen durch ausgeschiedenen Kalktuff bewiesen, wie ein Neuaufbau erfolgen kann. Die starke Verkarstung hält auch heute noch an, laufend erfolgen Einbrüche auf der Hochfläche, und die Gefahr einer Verunreinigung des Wassers in den Karstwasserfassungen ist ganz besonders groß! Ständig ändert sich hier also das Bild der Landschaft, es erfolgt ein Abbau und Wiederaufbau.

Wichtig waren am jungen Neckar seit alter Zeit die Salzvorkommen, deren Auslaugung häufig zu Verstärkungen und Verschiebungen der Oberfläche führt. Wie wesentlich diese Salzvorkommen auch für den württembergischen Staat waren, beweist die große Saline Wilhelmshall in Rottweil, deren Tätigkeit leider nunmehr zu Ende ist. Salzquellen oder erbohrte Salzvorkommen gab es bei Aistaig, Sulz und Bergfelden, teilweise wurde das Steinsalz auch im Stollenbetrieb abgebaut.

Und damit sind wir im untersten Abschnitt des jungen Neckars angelangt, dessen Tal bei Sulz mächtige Aufschlüsse des Hauptmuschelkalks in Steinbrüchen zeigt. Diese Brüche liefern Schottermaterial, das neuerdings auch für moderne Straßenbeläge in Mischanlagen verarbeitet wird. Scharf eingeschnittene Seitentäler sind hier etwas seltener als weiter talauf. Die wenigen Bäche zerteilen die angrenzenden Hochflächen, die meist bis 150 Meter über der Talaue liegen. Zum Teil blieben nur noch schmale Sporne stehen, wie etwa beim Boller Fels und Bogeneck östlich von Aistaig, oder etwas breitere Rücken, z. B. auf der Hochfläche bei Geroldseck südwestlich von Sulz. Bedeutsam sind auch die Gipsvorkommen im Mittleren Muschelkalk, die nachweisbar schon seit 1630 abgebaut werden<sup>23</sup>.

Die frühere Salzgewinnung – der Name Sulz rührt ja von Salzsole her – ist heute eingestellt. Noch 1863 bestand in dieser Oberamtsstadt ein Salinenamt, das am linken Neckarufer auf dem „Wöhrd“ lag und unter anderem ein Siedhaus mit Salzmagazin, ein Hallerdemagazin, drei Hallerdeponen und eine Torfhütte aufwies. Damals kam freilich die Sole bereits aus einem Bohrloch bei Bergfelden, die Salzlager in Sulz selbst waren schon Anfang des 18. Jahrhunderts erschöpft.

Über den tieferen Untergrund des Neckartales sind wir durch eine Bohrung von 1888–1890 genau unterrichtet<sup>23</sup>. Damals wurde die Frage untersucht, ob innerhalb Württembergs flözführendes Karbon vorhanden sei. Nach einer erfolglosen Bohrung auf Braunkohle bei Ochsenhausen wurde auf ein mögliches Steinkohlenvorkommen bei Sulz gebohrt. Es zeigte sich aber, daß unter dem Rotliegenden unmittelbar das Grundgebirge, also Gneis, lagerte, deshalb wurde die Bohrung nach einer Gesamtteufe von 901 m eingestellt.

Im letzten Jahrhundert war der junge Neckar noch wichtigstes Transportmittel für das Holz. Die Oberamtsbeschreibung von Sulz<sup>24</sup> berichtet hierüber: „Vielen Verkehr und Verdienst bringt auch die Holzflößerei; es bestehen in der Stadt zwei Einbindstätten und eine Floßgasse, die am 21. August 1829 feierlich eröffnet wurde.“

Heute benötigen die industriellen Schwerpunkte am jungen Neckar – Schwenningen, Rottweil, Oberndorf und Sulz – dieses Transportmittel nicht mehr. Örtlich konzentriert entwickelten sich Teile dieses Gebietes um den oberen Neckar, das auch Neckarquellgebiet genannt wurde, zu einer Industrielandschaft<sup>25</sup>. Meist ließ sich eine gute Synthese zwischen Bereichen des Wohnens, des Arbeitens und der Erholung erreichen. In wenigen Jahren wird sich eine einschneidende Veränderung im Gebiet des jungen Neckars vollziehen durch den Bau der Autobahn von Stuttgart zum westlichen Bodensee. Unterhalb der Neckarburg wird diese Autobahn das Neckartal auf einer großen Brücke überqueren. Besondere Sorgfalt ist bei der Planung dieses Bauwerkes erforderlich, soll nicht diese reizvolle Landschaft empfindlich gestört werden.

Rund 600 000 Jahre alt ist ein großer Teil des Tales des „jungen Neckars“, geologisch eine kurze Zeitspanne. Vieles hat sich im Landschaftsbild seit der Anzapfung von Eschach und Schlichem durch den Neckar verändert. Die menschlichen Eingriffe erscheinen gegenüber den Naturkräften unbedeutend.

Gerade heute, in der Zeit rapiden Wachstums der Siedlungen, immer umfangreicherer Ansprüche an Flächen, gilt es aber, behutsam und sparsam umzugehen mit einem der unvermehrbareren Güter unserer Erde, mit unserer Landschaft. Dies gilt besonders für das Gebiet um den Neckar und für dessen windungsreiches Tal, das ein echtes Bilderbuch der Erdgeschichte darstellt.

## Quellen und Literatur:

- <sup>1</sup> Josef Eberle, Die Schwäbischen Gedichte des Sebastian Blau, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1964, S. 17 ff. – <sup>2</sup> Christian Friderich Sattler, Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg, 1752 (Neudruck 1948), S. 179. – <sup>3</sup> Johann Martin Rebstock, Kurtze Beschreibung des ... Landes Württemberg, Stuttgart 1699. – <sup>4</sup> Rudolf Kapff, Von schwäbischen Fluß- und Bergnamen, Schwäbisches Heimatbuch 11, 1925, S. 78–85. – <sup>5</sup> Oscar Paret, Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Kohlhammer, Stuttgart, 1961, S. 285. – <sup>6</sup> Carl Holl, Geographische Heimathskunde von Württemberg und Deutschland, Kalbfell-Kurtz, Reutlingen, 1844, S. 34–35. – <sup>7</sup> Sabine Görs, Der Wandel der Vegetation im Naturschutzgebiet Schwenninger Moos unter dem Einfluß des Menschen in zwei Jahrhunderten. In: Das Schwenninger Moos – Der Neckarursprung – Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 5, Ludwigsburg, 1968, S. 190–284. – <sup>8</sup> Helmut Schönnamsgrober, Kultivierungsversuche, Torfnutzung und Geschichte der Unterschutzstellung. In: Das Schwenninger Moos, S. 1–88. – <sup>9</sup> Alfred G. Benzing, Der landschaftliche Rahmen der Baar-Moore. In: Das Schwenninger Moos, S. 89–98. – <sup>10</sup> Karlhans Göttlich, Die Entwicklungsgeschichte des Schwenninger Moores und einiger wichtiger Moore der Baar. In: Das Schwenninger Moos, S. 99–134. – <sup>11</sup> Georg Wagner, Junge Krustenbewegungen im Landschaftsbilde Süddeutschlands. Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken, Heft 10, Rau, Öhringen, 1929. – <sup>12</sup> Robert Gradmann, Süddeutschland, Band 2, Gentner, Darmstadt, 1956, S. 190 ff. – <sup>13</sup> Georg Wagner, Danubische und rheinische Abtragung im Neckar- und Tauberland. Studien zur südwestdeutschen Landeskunde. Festschrift Friedrich Huttenlocher, Bad Godesberg, 1963, S. 1–11. – <sup>14</sup> Josef Stemmer, Berg und Tal. Der Landkreis Rottweil, Heft 3, Rottweil 1967. – <sup>15</sup> Georg Wagner, Zur Flußgeschichte von oberer Donau und oberem Neckar. Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrh. Geol. Vereins, 43, 1961, S. 93–98. – <sup>16</sup> Josef Stemmer, Die Anzapfung der danubischen Eschach durch den Neckar. Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrh. Geol. Vereins, 43, 1961, S. 81–92. – <sup>17</sup> Friedrich Huttenlocher, Geographischer Führer für Tübingen und Umgebung, Katzmann, Tübingen, 1966. – <sup>18</sup> A. K., Aus dem Schwarzwald, Blätter des Württ. Schwarzwaldvereins XIV, 1906. – <sup>19</sup> Dr. von Lang, Der Bau des Neckartals von Oberndorf a. N. bis Schwenningen. Aus dem Schwarzwald. Bl. des Wttbg. Schwarzwaldvereins XII, 1904, S. 2–6 und 21–24. – <sup>20</sup> Alfons Paquet, Der Neckar. Ein Lebensbild. Hörning, Heidelberg, 1928. – <sup>21</sup> Manfred Bräuhäuser, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Württemberg, Blatt Oberndorf, Kohlhammer, Stuttgart, 1927, S. 58. – <sup>22</sup> Königlich statistisch-topographisches Bureau, Beschreibung des Oberamts Oberndorf, Lindemann, Stuttgart, 1868, S. 5 ff. – <sup>23</sup> Axel Schmidt, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Königreichs Württemberg, Blatt Sulz-Glatt, Kohlhammer, Stuttgart, 1914. – <sup>24</sup> Königliches statistisch-topographisches Bureau, Beschreibung des Oberamts Sulz, Aue, Stuttgart, 1863, S. 104. – <sup>25</sup> Friedrich Haller, Das Neckarquellgebiet in seiner Entwicklung zur Industrielandschaft. Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken, Heft 14, Rau, Öhringen, 1931.

## Erwachender Tag

Golden glüht die Sonne in den Tag  
Und erweckt mit hellem Schein  
Alles Leben, alles Sein,  
Das in sanftem Schlummer harrend lag.

Jubelnd grüßt der Lerche Silberschlag  
Lichte Auen, stillen Hain,  
Singt das neue Tagwerk ein  
Mit der Freude Lied in Busch und Hag.

Auch der Mensch vernimmt das Zauberlied,  
Weite Sehnsucht packt ihn dann,  
Perlt voll Wonne ihm durch das Geblüt.

Fast weiß er nicht mehr, wie ihm geschieht,  
Weil das Herz schwingt himmelan  
Und den Schöpfer ahnet im Gemüt!

Hans Kessler

# Fürsorge für Arme, Alte und Kranke im mittelalterlichen Rottweil

Von Ruth Wein-Elben

In unserer modernen Gesellschaft wird für die meisten Bürger die Vorsorge für Krankheiten und Unglücksfälle, für das Alter und für den Unterhalt Hinterbliebener durch vom Staat eingerichtete Pflichtversicherungen geregelt. Derlei Zwangsversicherungen gab es im Mittelalter nicht. Dennoch finden wir in den Städten wohlüberlegte Fürsorge für die Bedürftigen, die sich in den Stiftungen, Vermächtnissen und Spenden an die Spitäler und an sonstige soziale Einrichtungen zeigt. Diese Stiftungen waren nur zum Teil einmalige Zuwendungen für wohltätige Zwecke; vielfach aber wurden sie so festgelegt, daß sie den „Pia corpora“, den Spitälern, Bruderschaften oder ähnlichen Einrichtungen langfristige Einkünfte und den Bedürftigen stetige Gaben und Spenden sicherten.

Wie das im einzelnen geschah, läßt sich in Rottweil an vielen großen und kleinen Stiftungen und Vermächtnissen durch Jahrhunderte hindurch nachweisen. Als Beispiele seien hier einige besonders einleuchtende und für die Weitsicht ihrer Spender sprechende Urkunden erläutert. Bei diesen Urkunden soll auch untersucht werden, ob die Stifter versuchten, die einzelnen Schenkungen aus Wald-, Feld-, Haus- und Gültbesitz so gegeneinander abzuwägen und als Stiftungen so zu verteilen, daß bei Verlust oder minderem Ertrag des einen Schenkungsgutes ein anderes möglicherweise weiterbestehen oder mehr abwerfen würde; auf diese Weise wären dem Träger der Stiftung für möglichst lange Zeiten sichere Einkünfte gewährleistet worden<sup>1</sup>.

Ein erstes Beispiel ist in folgender Urkunde zu sehen: Am 30. April 1298 beurkunden der Schultheiß Jakob der Wirt, der Bürgermeister Ulrich Bletz und die Richter zu Rottweil, daß Hug Rintflaischer, Bürger zu Rottweil, den Siechen auf dem Felde zu Rottweil seine Wiese gegeben hat, die bei ihrem Hause liegt. Diese Wiese zinst jährlich 4 Pfennige und 30 Schillinge Breisgauer. Von diesem Zins sollten die Siechen immer zwei Melkrinder in ihrem Hause haben und führen. Wenn sie dies versäumten, so sollte der „nutz“ der Wiese ohne Widerrede an das Armenspital zu Rottweil fallen<sup>2</sup>.

Schon aus dem ersten Beispiel ist zu erkennen, daß ein Grundstück wie die erwähnte Wiese nicht zu ungehinderter Verfügung an ein Pflegehaus wie das der Siechen im Felde geschenkt worden ist, sondern daß an die Schenkung bestimmte Bedingungen geknüpft wurden: die jährlichen Zinsen aus der Wiese konnten die Pfleger der Siechen im Felde nicht einfach verwenden wie sie wollten. Sie mußten von dem Zins zwei Melkrinder halten, deren Milch vermutlich den Siechen zugute kommen sollte.

Abgesichert wurde die Schenkung und ihre Bestimmun-

gen in der damals allgemein üblichen Weise: der jährliche Nutzen der Wiese sollte dem Spital zufallen, falls die oben erwähnten Bedingungen nicht eingehalten würden.

Etwas anders lauten die Bestimmungen der folgenden Urkunde: Am 17. November 1300 beurkunden der Bürgermeister Ulrich Bletz, der Pfleger des Armenspitals zu Rottweil Konrad an der Waltstraße, Albrecht von Malstetten, Bruder Heinrich Brotwurn und andere Unterpfleger des Spitals unter anderm, daß man jährlich von des Spitals Gut vier Scheffel Kernen Rottweiler Maßes geben und zu weißem Brote machen solle. Dieses solle man unter die Siechen und unter die Gesunden im Spital verteilen. Dabei solle man zu jeder der vier nachgeschriebenen Jahrzeiten je einen Scheffel Kernen geben:

Zu der Jahrzeit von Hug Rintflaischers Bruder Heinrich, die alljährlich auf den achten Tag „nach deme hailigen dage ze wihenahten ze deme ingaenden jare“ (1. Januar) fällt; zu Hug Rintflaischers Jahrzeit, die alle Jahre an „unserre vrowen dag in der vasten“ (25. März) begangen werden soll; zur Jahrzeit von Hug Rintflaischers Bruder Burkhard, die alljährlich auf „sante Johannes dag baptiste ze sünegihten“ (24. Juni) fällt; und zu Frau Junthen, Hug Rintflaischers Ehefrau Jahrzeit, die jährlich an St. Gallen Tag (16. Oktober) begangen wird<sup>3</sup>.

Auffallend sind auch bei diesen Jahrzeitstiftungen, daß sie im Gegensatz zu vielen heutigen Spenden keine einmalige Geldleistung sind, sondern daß sie für alle Zeiten – über den Tod des Stifters hinaus – gelten sollen: in jedem Jahr sollte an dem jeweiligen Jahrtag 1 Scheffel Kernen vom Spitalgut genommen und davon weißes Brot für die Siechen und die Gesunden im Spital gebacken werden. Die Spender dachten über ihren eigenen Tod hinaus in ihrer Fürsorge für die Armen und Kranken. Daher findet sich auch in dieser Urkunde wieder die übliche Absicherung gegen einen Mißbrauch oder ein Vergessen der Bestimmungen.

Wichtig für weitere Überlegungen ist folgende Urkunde: Am 24. März 1314 beurkunden der Schultheiß Trütwin der Wirte, der Bürgermeister Bernhard Hágge und der Rat zu Rottweil, daß der „erber man“ Konrad von Balgingen, der alt, Bürger zu Rottweil, um Gott und seiner Seele Willen den armen Leuten im Armenspital zu Rottweil folgende Güter gegeben hat:

1. Ein Gut zu Böhringen, das Rudolf dem Münsser gehörte; dieses Gut zinst jährlich 11 Malter Kernen, 3 Malter Haber, 3½ Pfund Pfennige, 3½ Viertel Eier, 14 Herbsthühner, 5 Fastnachthühner, 7 Gänse.
2. Seinen Hof zu Irslingen, der dem von Zimmern ge-

hörte; dieser Hof gültet jährlich 16 Malter Kernen und 2 Fastnachtshühner.

3. Seine Mühle zu Rottweil, „enhalp dem Necker“, die dem verstorbenen Heinrich dem Lideringer gehörte.
4. Seine Wiese ob dem Hochturm (zu Rottweil) zwischen Heinrich des Bollers und Bertholds von Justinigen Wiesen.
5. Güter zu Deißlingen, die Lehen der Herren von Lupfen sind, nämlich: eine Schuppe, die jährlich 5 Scheffel Kernen, 3 Viertel Haber, 6 Schilling Pfennige, 50 Eier, 1 Huhn gültet; drei Schuppen, die jeweils jährlich  $4\frac{1}{2}$  Scheffel Kernen, 3 Viertel Haber, 6 Schilling Pfennige, 1 Fastnachtshuhn, 50 Eier gültet.
6. Von Gütern und Zinsen zu Deißlingen, die Konrad von Balgingen gemeinsam mit Heinrich und Johann von Waehingen, den Kindern des verstorbenen Heinrichs von Waehingen, besitzt, und die ebenfalls Lehen der Herren von Lupfen sind:
  - a) Seinen Teil des niederen Kelnhofes, der jährlich 11 Malter Roggen und Kernen, 6 Scheffel Haber, 15 Schilling Pfennige, 1 Pfund Wachs, 1 Fastnachtshuhn zinst;
  - b) seinen Teil an Konrad Frumans Mühle, die jährlich 5 Malter Kernen, 10 Schilling Pfennige, 200 Eier, 1 Fastnachtshuhn gültet;
  - c) eine Gült aus einer Schuppe, die jährlich 2 Viertel Kernen und 3 Imi Haber beträgt;
  - d)  $9\frac{1}{2}$  Schilling Pfennige Zins von den Hofstattzinsen zu Deißlingen.

Alle genannten jährlichen Gülden sind in Rottweiler Maß gemessen und die Pfennige sind in Rottweil genehm.

Konrad von Balgingen, Frau Hadwig, seine Ehefrau, und Junthe, seine Tochter, erhalten die genannten Güter alle auf Lebenszeit wieder von den Vögten des Spitals Konrad an der Waltstraße und Hug Vocken an Stelle des Armenspitals um einen jährlichen Zins von 1 Schilling Pfennig Heller, der jährlich an St. Martins Tag zu geben ist.

Konrad von Balgingen oder seine Erben können die an das Spital geschenkten Güter jährlich vor St. Walpurgs Tag (1. Mai) um folgenden Preis wieder kaufen:

1. Das Gut zu Böhringen um 44 Mark Silber Rottweiler Gewäges,
2. den Hof zu Irslingen um 32 Mark Silber,
3. die Mühle am Neckar um 20 Mark Silber,
4. die Wiese ob dem Hochturm um 24 Mark Silber,
5. die Güter zu Deißlingen um 40 Mark Silber,
6. die anderen Güter zu Deißlingen, die Konrad von Balgingen gemeinsam mit den Kindern des verstorbenen Heinrich von Waehingen gehörten, um 40 Mark Silber.

Bei einem Wiederkauf von einem der Güter sollen Konrad von Balgingen oder seine Erben dies den Vögten und Pflegern des Armenspitals ein Jahr vorher sagen, damit das Spital sich ein liegendes Gut um so viel Silber kaufe, wie das wieder an die von Balgingen zu verkaufende Gut wert ist. Auch von diesem neuen Gut sollen Konrad von

Balgingen, seine Ehefrau und Junthe, seine Tochter, ihren Nutzen nehmen und nießen.

Wenn das Spital das Silber aber nicht in diesem Jahre und vor St. Walpurgs Tag in ein liegendes Gut anlegt, so sollen Konrad von Balgingen oder seine Erben sich des Gutes unterziehen und das Silber für das Gut so lange in eines ehrbaren Mannes Haus in Rottweil legen, bis das Silber von dem Spital in einem liegenden Gut angelegt wird.

Im Spital selbst soll ein „erbaer“ Haus gebaut werden, „daz wol gezime demselben Cünraten von Balgingen“, seiner Ehefrau, seiner Tochter Junthe und einem „erbaeren“ Kaplan, der seinetwegen an das Spital „bewidmet und gestiftet“ ist. Das Spital soll ihnen und dem Kaplan Holz geben so viel sie zum Einbrennen brauchen. Ebenso sollen 2 Rinder für sie zusammen mit des Spitals Rindern gehalten werden. Wenn die von Balgingen in das neuerbaute Haus ziehen, so sollen sie und der Kaplan im Spitalgarten Kraut gewinnen und nehmen, soviel sie brauchen.

Sollte aber Konrad von Balgingen bei Lebzeiten nicht in das Spital ziehen, so soll er doch aus des Spitals Hölzern Holz erhalten, soviel er zum Einbrennen braucht, und auch die 2 Rinder sollen für ihn gehalten werden.

Nach dem Tode der Frauen sollen von ihrem bisherigen Leibgeding, das sie von dem Spital hatten, jeweils 20 Scheffel Kernen Rottweiler Maßes für „kirnig brot“ für die Bettlägerigen im Spital genommen werden. Wenn die von Balgingen alle drei gestorben sind und dem Spital dann alle Güter zukommen, so sollen arme Leute im Spital für alle Zeiten „kirnin brot essen“ nach dem Willen Konrads von Balgingen.

Wenn eines von den drei genannten von Balgingen stirbt, so soll von dessen Leibgeding eine Mark Silber genommen und von den beiden andern davon eine Jahrzeit im Spital begangen werden. Dabei soll die Mark Silber den armen Leuten im Spital für das gegeben werden, was sie am notwendigsten brauchen. Sollte das nächste sterben, so soll ebenfalls eine Mark von dem Leibgeding genommen und vom Dritten eine Jahrzeit wie die vorher beschriebene begangen werden. Nach des Dritten Tod sollen zwei von Konrads von Balgingen nächsten Erben mit dem Kaplan und den Pflegern des Spitals auch eine Jahrzeit begehen, so daß schließlich die drei Jahrzeiten mit drei Mark (Silber) von dem Leibgeding für alle Zeiten im Spital begangen werden.

Zwei der nächsten Erben Konrads von Balgingen und die beiden Vögte des Spitals müssen zusammen mit dem Bürgermeister darauf achten, daß alle Satzungen der Stiftung ohne Streit befolgt und ausgeführt werden.

Sollte es wegen des Wiederkaufs der Güter oder wegen anderer Dinge Streit geben, so müssen die Vögte des Spitals zu dem Bürgermeister 10 Bürgen aus dem Rat setzen, von denen 5 Richter und 5 Zunftmeister sein sollen.

Konrad von Balgingen und seine Erben können aus dem Rat jeweils zu Bürgen bestimmen, wen sie wollen. Ist

der Streit nach einem Monat nicht behoben, wie es von den Vögten des Spitals verlangt wurde, so müssen die 10 Bürgen mit dem Bürgermeister die Streitenden auffordern, Rechenschaft im Spital zu leisten nach der Stadt Rottweil Recht und Gewohnheit. Bei Schädigung muß das Spital den Bürgen helfen, ohne sie zu benachteiligen. Schultheiß, Bürgermeister und Rat geloben auch, daß Konrad von Balgingen oder Frau Hadwig, seine Ehefrau, oder Junthe, seine Tochter, beim Einzug in das neue Haus im Spital für das vorher beschriebene Gut und für anderes bares Gut, das sie mit ins Spital führten und brächten, keinen Dienst leisten müssen weder mit Steuern noch mit Wachen.

Vor dem Schultheißen, Bürgermeister und Rat geloben Konrad, Martin, Bentz und Eberli, die Söhne Konrads von Balgingen, daß sie für sich und ihre Erben die Güter in Deißlingen, die Lehen der Herren von Lupfen sind, dem Spital zu treuer Hand tragen.

Ebenso bestätigen Heinz und Johann, die Söhne des verstorbenen Heinrich von Waehingen, zusammen mit ihren Vögten Konrad dem Altwerker, ihrem Oheim, Johann Wetzeln und Eberhard von Waehingen, Bürgern zu Rottweil, daß Konrad von Balgingen, der alt, seinen Teil der Güter zu Deißlingen, der ihnen gemeinsam gehört und mit ihren Teilen Lehen der Herren von Lupfen ist, mit ihrem Willen und ihrer Gunst dem Spital in Rottweil gegeben hat.

Die Urkunde wird gesiegelt mit dem Siegel der Stadt Rottweil und dem Siegel des Spitals <sup>4</sup>.

In der großen Stiftung Konrads von Balgingen an das Spital in Rottweil finden sich Schenkungen aus sachlich und räumlich sehr verschiedenen Bereichen: ein Gut, ein Hof, eine Mühle, eine große Wiese, Huben und Schupposen, Teile eines Kelhofes und einer Mühle, Gülden und Zinsen aus verschiedenen Gütern und Orten. Das Spital erhielt auf diese Weise reiche jährliche Einkünfte aus den genannten Gütern in Naturalabgaben verschiedener Art, aber auch in Geld. Man kann sich bei dieser großen Stiftung überlegen, ob Konrad von Balgingen sich bemühte, dem Spital möglichst vielfältige und verschiedenartige Einkünfte zukommen zu lassen und ihm damit eine breite und ausgewogene wirtschaftliche Grundlage zu sichern.

Auffallend ist allerdings, daß Konrad von Balgingen dem Spital fast nur Güter schenkte, die vorher anderen Besitzern – wie Rudolf dem Múnsser, dem von Zimmern und dem verstorbenen Heinrich dem Lideringer – gehörten oder die Lehen der Herren von Lupfen waren. Es können daher auch völlig andere Gesichtspunkte zusätzlich eine Rolle gespielt haben. Vielleicht wollte Konrad von Balgingen diese Güter irgendwelcher unsicherer Besitzverhältnisse wegen nicht in seiner Hand behalten, sondern sie lieber an das Spital geben und vom Spital diesen Besitz – nun auch von dorthier abgesichert – auf Lebenszeit gegen einen Anerkennungsziens zur Nutzung erhalten.

Vorsorge wegen Streits um den Wiederkauf der Güter

hat Konrad von Balgingen genau getroffen. Dies beweisen die ausführlichen und strengen Satzungen in der Urkunde über einen möglichen Rückkauf der Güter und darüber hinaus die eingehenden Bestimmungen, daß sogar der Bürgermeister und 10 Bürgen aus dem Rat zu Rottweil Streitigkeiten zwischen dem Spital und Konrad von Balgingen oder dessen Erben schlichten sollten <sup>5</sup>.

Der genaue Nachweis wird sich nicht mehr erbringen lassen, ob Konrad von Balgingen bei seiner großen Stiftung im Rückkaufwert von insgesamt 200 Mark Silber mehr daran dachte, das Bestehen und das Wirken des Spitals durch möglichst vielfältige, gegeneinander abgewogene Schenkungen für lange Zeiten zu sichern oder ob er mehr aus persönlichen Erfordernissen heraus handelte.

Auf keinen Fall ist aber Konrad von Balgingen das Bemühen um Fürsorge für die Armen und Kranken über seinen eigenen Tod hinaus abzusprechen. So bestimmte Konrad von Balgingen zum Beispiel ausdrücklich, daß nach dem Tode seiner Frau, seiner Tochter Junthe und seiner selbst alle armen Leute im Spital für alle Zeiten „kirnin brot“ (Korn = Dinkelbrot) erhalten sollten, da dann dem Spital ja alle genannten Güter zufielen. Ferner sollte an den jeweiligen Jahrtägen der drei genannten von Balgingen den armen Leuten im Spital jeweils von einer Mark Silber das gegeben werden, was sie am notwendigsten brauchten.

Gegen die Überlegung, daß Konrad von Balgingen dem Spital nur Güter vermachte, die ihm entweder nicht viel bedeuteten oder die er absichern wollte, sprechen übrigens auch zwei Urkunden, die erst im Jahre 1324, mehrere Jahre nach dem Tode Konrads von Balgingen, ausgestellt wurden.

Am 20. April 1324 beurkunden die Vögte und Pfleger des Armenspitals zu Rottweil Hug Vocke und Heinrich Appe vor dem Stadtgericht zu Rottweil, daß Konrad, Martin und Eberhard von Balgingen, Brüder und Bürger zu Rottweil, die Güter zu Deißlingen, die der verstorbene Konrad von Balgingen, ihr Vater, dem Spital um 80 Mark Silber gegeben hatte, wieder gelöst haben. Die Brüder geben dafür folgende Güter: ein Gut zu Oberflacht, ein Gereut oberhalb von Oberflacht, die Hälfte des Hofes zu Kappel und eine Mühle zu Kappel. Das Geld – (die 80 Mark Silber) – soll alles in einen „sunderbar Gaden“ geschüttet werden, der mit zwei Schlüsseln geschlossen wird. Den einen Schlüssel erhalten die Spitalpfleger, den andern die von Balgingen <sup>6</sup>.

Am 2. Mai 1324 beurkunden der Schultheiß Dietrich Bletz, der Bürgermeister Johann Schappel und die Richter zu Rottweil, daß Konrad, Martin und Eberhard von Balgingen, Brüder und Bürger zu Rottweil, die von ihrem Vater, dem verstorbenen Konrad von Balgingen, an das Armenspital zu Rottweil gegebene Mühle am Neckar unter der Dietinger Steige sowie die Wiese ob dem Hochturm zwischen Frid Horgers und Heinrich Appen Wiesen mit insgesamt 44 Mark Silber Rottweiler Gewäges wieder eingelöst haben. Sie haben diese Summe an

die Spitalpfleger Hug Vocke und Heinrich Appe bar bezahlt<sup>7, 8</sup>.

Den Söhnen Konrads von Balgingen war demnach ein Rückkauf und ein Wiederbesitz großer Teile der Schenkungsgüter vom Jahre 1314 zehn Jahre später so wichtig, daß sie dem Spital für die Güter zu Deißlingen sogar andere Güter in Oberflacht und in Kappel als Pfand gaben und daß sie die Mühle am Neckar bei Rottweil und die (sicher sehr große) Wiese ob dem Hochturm in Rottweil dem Spital bar bezahlten. Man wird daher auch bei dem Stifter dieser Güter, Konrad von Balgingen, kaum annehmen dürfen, daß er die Schenkungsgüter im Jahre 1314 nur abstoßen wollte.

Aus der folgenden Urkunde des ausgehenden 15. Jahrhunderts ist zu sehen, wie genau jahrzehntelang darauf geachtet wurde, daß die Satzungen der Schenkungen eingehalten wurden: Am 15. Juli 1496 erscheinen vor dem Stadtgericht zu Rottweil einerseits Frischhans und Hans Freyburger, des verstorbenen Großhans Freyburgers Sohn zu Villingen, und andererseits die drei Pfleger des Armenspitals zu Rottweil Michael Hertzog, Michael Bader und Konrad Spreter. Sie kommen über folgendes überein:

Vor Jahren gab der verstorbene Hans Friburger (ein Vetter von Frischhans Freyburgers Vater bzw. Hans Freyburgers Großvater) allen Siechen und Pfründnern in der unteren Stube im Spital 8 Jahrzeit-Mahlzeiten jährlich um 180 Pfund Heller. Damit diese Mahlzeiten nicht übersehen würden, sollten von den 11 Pfund 7 Schilling Heller jährlichen Zinsen, die das Spital aus Hans Stolzer des Sichlers und Martin Scherers Haus neben der Kürsenlaube hatte, 8 Pfund Heller auf den nächstkünftigen St. Martinstag danach fällig und den Siechen auf dem Felde vor der Stadt gegeben werden (Bestimmungen von zwei Urkunden ausgestellt vor dem Stadtgericht im Jahre 1432 am Freitag vor St. Martin und im Jahre 1439 an Mariae Empfängnis).

Da aber das Spital jetzt (rund 60 Jahre später!) wegen dieser Bestimmungen die Häuser nicht verkaufen mag und keinen Schaden erleiden will, sind Frischhans und Hans Freyburger und die drei Pfleger übereingekommen, daß den beiden Häusern, die jetzt Bartholomäus Rieger und Bentz Biedermann gehören, solche Auflagen erlassen sein sollen.

An der Häuser Statt setzt das Spital seine Wiese an der Viehweide zu Pfand. Wenn die Spitalpfleger eine Mahlzeit übersehen, so müssen sie den Siechen vor der Stadt 4 Pfund Heller zahlen. Geschieht dies nicht, so fällt die Spitalwiese den Siechen vor der Stadt heim<sup>9</sup>.

Aus dieser Übereinkunft wird offenkundig, daß das Spital wie andere „Pia corpora“ an Verträge mit den Stiftern weit über deren Tod hinaus gebunden war. Das Spital konnte frühere Satzungen Jahrzehnte später nicht willkürlich zu seinen Gunsten ändern, solange noch Angehörige, Nachkommen oder spätere Verwandte der Stifter auf die Einhaltung von weit zurückliegenden Satzungen achteten. Im vorliegenden Falle stimmten aller-

dings die Verwandten des längst verstorbenen Stifters einer Abänderung gewisser Satzungen aus früheren Urkunden zu: sie erließen dem Spital bestimmte Auflagen wie die Zinsen aus den beiden Häusern, forderten dafür aber neue Garantien, so daß das Spital als Pfand für die Einhaltung der Jahrzeiten eine Spitalwiese einsetzen mußte, die den Siechen vor der Stadt heimfallen sollte, falls das Spital die Jahrzeitbestimmungen nicht beachtete oder vergaß.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die hier behandelten Schenkungen ein gutes Zeugnis dafür abgeben, wie sehr den jeweiligen Stiftern daran gelegen war, den Armen, Kranken und Alten wirksame Hilfe zu leisten. In wohlüberlegter Fürsorge wurde der besonders Bedürftigen gedacht, so daß nicht nur die „Pia corpora“ als solche reiche Einkünfte durch die Schenkungen erhielten, sondern daß auch die in Not geratenen Armen, Kranken und Alten in den Spitälern usw. vor allem an den Jahrträgen in den Genuß besonderer Spenden oder Mahlzeiten kamen. Dazu bedurfte es keiner Anordnung der Obrigkeit, denn der Sinn für die Gemeinschaft und der Willen zu tatkräftiger Hilfe waren damals selbstverständlicher als heute – (vielleicht eben weil die Obrigkeit sich nicht in alles einmischte?).

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Bei der Gründung und Stiftung des weitbekanntesten Spitals in Beaune in Burgund im Jahre 1443 soll der Stifter Nikolaus Rollin, der Kanzler des Herzogs Philipp des Guten von Burgund war, seine Schenkungen so umsichtig in Gütern verschiedenster Art angelegt haben, daß die Einkünfte daraus das Bestehen und das Wirken des Spitals jahrhundertlang sicherten. Freundlicher Hinweis von Herrn Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff bei einer Exkursion nach Burgund im Jahre 1959.
- <sup>2</sup> Urkundenbuch der Stadt Rottweil, 1. Band, bearbeitet von Heinrich Günter, Württembergische Geschichtsquellen, Band 3, Stuttgart 1896, Nr. 55 (abgekürzt RUB).
- <sup>3</sup> RUB Nr. 64.
- <sup>4</sup> RUB Nr. 99.
- <sup>5</sup> Vgl. dazu Ruth Elben, Das Patriziat der Reichsstadt Rottweil, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Band 30, Stuttgart 1964, S. 19 f.
- <sup>6</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand B 204 Urkunde Nr. 1248.
- <sup>7</sup> RUB Nr. 129.
- <sup>8</sup> Für den Rückkauf der Güter bezahlten die Söhne des verstorbenen Konrad von Balgingen im Jahre 1324 genau die Summen, die 10 Jahre vorher als Rückkaufpreis bestimmt worden waren, nämlich 80 Mark Silber insgesamt für die Güter in Deißlingen und 44 Mark Silber insgesamt für die Mühle und die Wiese in Rottweil. Auch der Tag im Jahre, vor dem ein Rückkauf jeweils geschehen sollte, nämlich der Walpurgistag (1. Mai), wurde beachtet: Die eine Urkunde über einen Rückkauf ist am 20. April 1324 ausgestellt worden, also kurz vor dem Walpurgistag; die andere Urkunde ist „an der mittewochen nach sant Walpurg tag“, am 2. Mai 1324, ausgestellt worden, wobei hier sicher schon vor dem Walpurgistag Verhandlungen über den Rückkauf bestimmter Güter stattgefunden hatten.
- <sup>9</sup> Pergamenturkunde, Spitalarchiv Rottweil, Lade 2, Faszikel 1 Nr. 6.

## Europa und Asien — Rottweil und Kerala

*Daß Rottweil nicht bloß bei den Bildungs- und Erziehungsfragen im Lande mitredet, sondern, vielleicht weniger wägbare, sicher aber weniger sichtbar aus der Kraft christlicher Nächstenliebe heute auch weit über die Erde hin auf die Menschheit zu wirken berufen ist, zeigt der folgende Bericht über ein Tun, von dem die Öffentlichkeit bisher kaum weiß.*

„Wir müssen unsere indischen Schwestern im Ausland zum Geist des Dienens erziehen, zum sozialen Denken und Handeln, zur Nächstenliebe. Anders schaffen wir es nicht und werden dem Land auch nicht dienen können.“

Hubert Debatin, Tagebuch einer Indienfahrt, Stettfeld, 1968, S. 133.

Eines Vormittags im Sommer 1965 kam der Pfarrer des Krankenhauses der Schwäbischen Barmherzigen Schwestern zu Rottweil-Rottenmünster, wo ich als Pensionär lebe, auf mein Zimmer, nicht zum üblichen kurzen Schwatz, sondern um mir zu sagen, daß die Anstalt 16 junge Inderinnen erwarte, welche die vierjährige Krankenpflegeschule besuchen, ihre Abschlußprüfung machen und nach weiteren zwei Jahren Pflegedienst wieder in ihre Heimat zurückkehren wollten. Warum er mir das so gewissermaßen feierlich erkläre, fragte ich. Weil die Verantwortlichen jemanden brauchten, meinte er, um den jungen, zwischen 18 und 28 Jahre alten Damen mit Hilfe der englischen Sprache Deutsch beizubringen. Ob ich dazu bereit sei? Ich bejahte, weil ich dem Krankenhaus helfen wollte und den indischen Mädchen helfen konnte, die aus dem Staate Kerala im äußersten Südwesten Indiens kamen, der mir wegen seiner Armut und seinen deshalb hin und wieder kommunistischen Regierungen bekannt war.

Die 16 indischen Schülerinnen in Rottenmünster sind nicht die einzigen ihrer Art in der Bundesrepublik. Es gibt deren rund 260; sie befinden sich in größeren und kleineren Gruppen in vielen Krankenhäusern und Universitätskliniken, von Bonn bis Freiburg. Bislang sind sie allesamt katholisch, im Falle unserer Pflegeschülerinnen nach dem syro-malankarischen Ritus. Der Initiator der Bewegung ist ein Geistlicher, Pfarrer Hubert Debatin in Stettfeld bei Bruchsal, der als Katholik verhältnismäßig leichten Zugang zu der katholischen Hierarchie des zum Teil katholischen Staates Kerala hatte. Zusammen mit indischen Priestern und dem Bischof Athanasios von Tiruvalla, woher die meisten unserer Schülerinnen kommen, hat er die Nirmala-Schwesternschaft aufgebaut, die dafür sorgt, daß die Mädchen nach Familie und Charakter ausgewählt werden und eine Probezeit im Bischofs-haus mit dem Blick auf ihre Eignung zu einem Pflegeberuf durchmachen. Ihre schulische Vorbildung ist unterschiedlich: die Mehrzahl scheint die Mittlere Reife zu besitzen bzw. deren indisches Äquivalent, manche haben die Mittelschule nur kürzere Zeit besucht, und einige

haben, was sie Abitur nennen. Zumeist ist wohl das Entscheidende der geübte Blick ihres Bischofs.

Von den drei häufigsten Sprachen im vielsprachigen Indien sind die wenigsten mit Hindi, der offiziellen Sprache der Republik Indien, vertraut. Ihre Muttersprache ist Malaialam, das auf Tamil zurückgeht und zum dravidischen Sprachstamm gehört. Die dritte Sprache, mit deren Hilfe ich den Keralesinnen Deutsch beizubringen hatte, ist Englisch, die gesamtindische Verkehrssprache, die alle Schülerinnen, allerdings mehr schlecht als recht, beherrschen. Immerhin hätten meine Schülerinnen und ich ohne die Stütze des Englischen viel schwerer getan. Mein Lehrerfolg war ohnehin ein sehr mäßiger aus Gründen, für die mich allerdings kaum eine Schuld trifft. Erstens sprachen und sprachen die Mädchen unter sich nur ihre Muttersprache. Zweitens verkehrte so ziemlich die ganze Bevölkerung Rottenmünsters zwei Jahre lang nur in der „Babysprache“ mit den Mädchen – das Dümme, was man sich denken kann. Und drittens können 80% der Menschen, mit denen sie in Rottenmünster zusammenkommen, nur Schwäbisch sprechen; sie sind zu gehemmt, auch nur schwäbisches Schuldeutsch zu sprechen.

Übrigens sind die Inderinnen sprachbegabter als die Mehrzahl meiner deutschen, englischen und amerikanischen Studenten es je waren. Ich habe keine Erklärung dafür, daß einige meiner 16 Schülerinnen instinktiv oder, vielleicht besser gesagt, intuitiv richtig auf das reagierten, was im Unterricht einmal oder keinmal vorgekommen war oder was gefragt wurde. Auch das rasche Erfassen alles Technischen ist erstaunlich. Daß die Inderinnen eine solide Grundlage in den Naturwissenschaften haben, beruht meines Erachtens neben einem aufgeweckten Geist auf der ausgezeichneten Qualität des Unterrichts, den sie genossen hatten, und dem naturnäheren Leben, dessen sie sich in ihrer heimatlichen Kleinstadt erfreuten.

Laut den Regeln in der Nirmala-Schwesternschaft sollen die Schülerinnen im Dienst die Tracht der gleichrangigen Schwestern des Krankenhauses tragen, während ihrer dienstfreien Zeit aber nur den Sari. Das ist ihnen bisher nicht schwergefallen, weil jedermann sie neugierig und wohlgefällig betrachtet und weil die meist zartgliedrigen Inderinnen sich geschmeidiger und natürlich anmutiger bewegen als die jungen Mädchen unserer Breiten.

Im Verkehr mit dem Nächsten sind sie stets wohlherzogen, heiter, freundlich und hilfsbereit. Sie stellen sich deshalb auch mit den Patienten sehr gut. In der Arbeit sind sie wie Europäerinnen: die einen behend, die anderen behäbig, die meisten zwischen den Extremen. Eines fällt ihnen sehr, sehr schwer – knechtische Arbeit: putzen, Böden aufwischen und ähnliches mehr. Sie fühlen sich durch solche Arbeit erniedrigt – möglicherweise eine Nachwirkung des jetzt abgeschafften Kastensystems. Nur durch beharrliche Wiederholung der Tugend des Dienstes am Nächsten, durch das Vorbild der deutschen Ordensfrauen und ihrer deutschen Mitschülerinnen und die Aufklärung bereits erfahrener Nirmalaschwestern läßt sich ihr Widerwillen überwinden. Andererseits lehnen sie im Dienst keine Arbeit ab. Nicht mürrisch, sondern fröhlich lächelnd erfüllen sie die Wünsche ihrer wohl oft recht schwierigen Patientinnen. Pandit Nehru soll einmal gesagt haben: „Wenn die Inder einmal gelernt haben, alle Arbeit zu tun wie die Deutschen, dann wäre die Not bald behoben.“

Heikel sind unsere Inderinnen noch in einer anderen Beziehung: im Essen. Sie können sich nur mit Schwierigkeit und beträchtlicher Überwindung, und auch dann nur halbwegs, an die europäische bzw. die deutsche Küche gewöhnen.

Die Nirmala-Regeln erlauben keine Heirat in Deutschland bzw. mit einem Europäer. Das läßt unsere an sich schon behüteten Mädchen völlig kühl, weil die Verlobungs- und Heiratssitten in Indien und in Deutschland vollkommen verschieden sind. Es gibt in Kerala keine Bub-Mädchen-Freundschaften (trotz gemeinsamem Schulunterricht), keine Liebschaften, keine Abendgesellschaften oder gar Bälle. Heiraten werden von Verwandten oder Bekannten arrangiert, wurde mir erklärt. Der junge Mann werde in die Familie eingeführt und mache einige wenige Besuche. Nach ganz kurzer Zeit seien er und das Mädchen bzw. ihre Eltern handelseins, und bei dieser Gelegenheit gebe das Mädchen dem Manne eine Summe Geldes – ursprünglich vermutlich dafür, daß er sie zur Frau nimmt. Es klang für mich nach uralten Bräuchen. Unsere Hand in Hand gehenden oder eng aneinandergekuschelten Pärchen verblüfften die Inderinnen eine Zeitlang; jetzt machen sie Witze darüber.

Die Schülerinnen sind, wie gesagt, in Deutschland nur, um die Krankenpflege von Grund auf zu lernen; dann kehren sie in ihre Heimat zurück, um sie dort auszuüben. Der Grundgedanke des Nirmala-Unternehmens und die vornehmste Aufgabe der deutschen Ausbilder wie der auszubildenden Mädchen von Kerala ist es, eine echte und freudige Bereitschaft zum Dienst am indischen Volk zu entwickeln unter Zurückdrängung jeder Europäisierung.

Was das Charakterliche angeht, so gibt es, meiner Erfahrung nach, kaum Unterschiede zwischen den Asiaten und den westlichen Menschen, mit denen ich einigermaßen vertraut zu sein glaube, den Deutschen, Franzosen, Engländern und Nordamerikanern, weißen wie

schwarzen. Und so ist es wohl auch mit dem Herzen: Zuneigung und Abneigung, Liebe und Nichtliebe (was nicht Haß zu sein braucht) unseres Nächsten. Wo das Herz spricht, macht es keinen Unterschied, ob wir aus dem Westen oder Osten stammen. Mit Hinsicht auf wohl alle anderen zwischenmenschlichen Beziehungen bestehen Unterschiede zwischen Ost und West, d. h. sie haben sich in langen Zeiträumen auf Grund des Klimas, der Lebensbedingungen, der Religion, der Sitten und Bräuche, der Gesellschaftsstrukturen entwickelt und machen heute Inder und Europäer so verschieden. Doch im Verlauf weiterer langer Zeiträume werden sich diese Verschiedenheiten wahrscheinlich ausgleichen – zwangsläufige Adaption in einer immer kleiner werdenden Welt und einer einander immer näherrückenden Menschheit. Unter dem Eindruck ihrer Nirmala-Verpflichtung und deutscher Behütung gelingt es den Pflegeschülerinnen auch, die Klippe heil und sorglos zu umschiffen, an der so viele „freie“ Inderinnen scheitern: die indisch-europäische Mischehe. Statistiken zufolge sollen 90% solcher Ehen entweder unglücklich sein oder in die Brüche gehen.

Der Bischof von Tiruvalla, ein Spätberufener, der früher Bankmann war, und Pfarrer Debatin haben auch strenge Vorschriften für einen vorsichtigen und haushälterischen Gebrauch des Geldes festgelegt, das die Mädchen verdienen. Ein Viertel des monatlichen Nettogehalts fließt ihren Eltern zu, die zumeist arme Leute sind. Außer einem kleinen Taschengeld müssen sie den Rest auf der Sparkasse anlegen, um genehmigte größere Auslagen zu bestreiten, vor allem aber, um sich ein Sümmchen Geld zu sparen, das während der Deutschlandzeit auf mehrere tausend Mark anwachsen kann, in Rupien umgerechnet also ein fünfmal größerer Betrag, der ihnen nach ihrer Rückkehr in die Heimat gut zustatten kommt. Außer dem Geld, einer fertigen Berufsausbildung, guter Kenntnis einer weiteren Sprache nehmen sie noch ein Imponderabile mit nach Hause: die Ethik der Arbeit, die bisher in ihr Christsein kaum eingedrungen war.

In mancher Beziehung sind unsere Inderinnen anspruchsvoller und zugleich anhänglicher als ihre deutschen Kolleginnen, kindlicher im schönsten Sinn des Worts. Sie sehen zwar ein, daß ihr deutscher Gesamtbetreuer, Pfarrer Debatin, sie nur gelegentlich besuchen kann, aber ihren örtlichen Betreuer – hier war es der vor kurzem allzufrüh verstorbene Pfarrer Otto Zimmermann – wollen sie immer wieder sehen, mit ihm sprechen, ihm erzählen und ihre Wünsche äußern – sie tun das alles mit entzückender Naivität – und von ihm belehrt und angeregt werden zu gemeinsamen Ausflügen in die Umgebung, zum Besuch von Ausstellungen, landschaftlichen Schönheiten, weltbekannten Wallfahrtsorten (voriges Jahr waren sie in Lourdes), aber auch zu kleineren Pilgerfahrten wie zu einem Besuch des Grabes von Bruder Klaus, Nikolaus von der Flüe, in Sachseln am Sarner See. Als Teilnehmer an der Fahrt machte ich meine Beobachtungen: die Asam'sche Stiftskirche in Einsiedeln

zog sie kaum an, um so mehr taten es die Devotionalienstände, an deren Kitsch sie sich nicht satt sehen konnten und den sie zum Teil auch kauften. Kein Wunder! Einmal macht dies die Mehrzahl europäischer Pilgerfahrer ebenso, und zum andern bleiben die kulturellen Werte Europas den allermeisten Indern und Inderinnen ebenso uninteressant und unerschlossen wie die künstlerischen Kleinodien ihres Landes den allermeisten Europäern.

Anders ist das nur mit dem künstlerischen Tanz. Seine indischen Varianten lieben, pflegen und zeigen die Mädchen gerne, und wir Europäer schauen ihnen ihrer Zartheit und unendlichen Schmiegsamkeit wegen gerne zu. Unser Beifall und unsere Bewunderung bringen sie der Nirmala-Forderung näher, Indien, der Heimat, mit Freude zu dienen.

Wie wird sich die Zukunft der Nirmala-Schwestern als Krankenpflegerinnen gestalten? Seit einem Jahr werden sie von der indischen Regierung in Delhi für ganz Indien anerkannt, wenn sie eine Bestätigung aufweisen, daß sie an einer staatlich anerkannten deutschen Krankenpflegerinnenschule vier Jahre (d. i. 1200 Stunden) gelernt haben und ihre Prüfungspapiere vorlegen. Das indische Diplom auf Grund von nur 800 Stunden Lehrzeit schließt die Schulung als Hebamme ein, die in Deutschland zusätzlich erworben werden muß. Dafür kann die deutsche Schwester den ganzen Kranken betreuen, während in Indien auf die einfachen, aber doch nötigen Dienste kein Wert gelegt zu werden scheint; offenbar besteht kein Mangel an ungeschulten Kräften.

Eine Gruppe von 16 Inderinnen, wie sie hier in Rottmünster beisammen ist, scheint mir eine optimale Größe darzustellen. Ihre Betreuerin, eine Barmherzige Schwester mittleren Alters, großer Intelligenz und menschlicher

Güte, welche die Mädchen, bis sie kürzlich versetzt wurde, „Mammy“ nannten, nahm wirklich die Stellung einer Mutter ein, die ihre Töchter in allen Dingen des praktischen Lebens beriet und umsorgte und sie vor Angriffen, Einflüssen und Versuchungen bewahrte, denen sie nicht gewachsen waren. Dadurch trug eine solche stellvertretende Mutter auch viel dazu bei, das zu erhalten, worauf es den deutschen und indischen Gründern der Nirmala-Schwesternschaft so sehr ankommt: die moralische und nationale Intaktheit der jungen Mädchen und künftigen indischen Krankenschwestern. Die Pflegeschülerinnen lernen während der beeindruckbarsten Jahre ihres Lebens in kleinem und in großem Kreise beherzt Hand anzulegen, wo immer Hilfe vonnöten ist. Damit sollen sie für die Frauenschaft ihres Heimatstaates vorbildlich werden können, ohne an indischem Wesen zu verlieren.

Hubert Debatins Schöpfung hat indischen Mädchen Hilfe und reichere Zukunft geboten. Nirmala blüht. Was soll aber geschehen, wenn der Bedarf an indischen Krankenschwestern sich einmal verringert? Pfarrer Debatin hat auch dies bedacht: dann werden er oder seine Nachfolger kleine Zentren mit in Deutschland geschultem Pflegepersonal in den Elendsvierteln der indischen Großstädte ins Leben rufen. Und seine kühnsten Gedanken spielen mit dem Bau großer Krankenhäuser nach deutschem Muster, die von Nirmala-Schwestern als Vollschwwestern betreut und geleitet werden. Ein Traum in der Gegenwart, ein wohl erreichbares Ziel in der Zukunft. Daß das größere Rottweil dabei helfend mitwirken darf, ist ebenso verantwortungs- wie ehrenvoll.

Josef K. L. Bibl

## Was uns beschäftigt — was uns angeht

### Anregungen zum Thema Freilichtmuseum

Der Vortrag von Herrn Dr. Schepers am 19. 3. über das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale in Detmold hat manche Beachtung gefunden. Zunächst gingen verschiedene zustimmende Äußerungen ein. Darunter die Mitteilung eines langjährigen Mitglieds, wonach ihr verstorbener Mann, Professor Dr. Julius Baum, schon im Jahr 1950 ein solches Museum angeregt hatte. Er war damals

Leiter des Württembergischen Landesmuseums und forderte in einer Eingabe an das Kultusministerium ein Museum im Sinn der skandinavischen „Freilichtmuseen“. Hierüber berichtete er auch verschiedentlich in der Presse. Die Eingabe ist beim Kultusministerium leider nicht mehr auffindbar.

Besonders interessant war, wie Dr. Schepers sich die Tatsache erklärt, daß Skandinavien und andere Länder

so viel mehr für diesen Gedanken aufgeschlossen sind. Es habe dort wohl der Einbruch der Technik viel abrupter in eine noch vollständig intakte bäuerliche Kultur stattgefunden, als bei uns. Bei uns sei der Übergang mehr stufenweise, fast unvermerkt vor sich gegangen. Das habe nicht die dortige Schockwirkung erzeugt, doch sei nun die technische Durchdringung und Umwandlung noch durchgreifender.

Eine Schockwirkung mit positivem Ergebnis trat im Norden Deutsch-

lands einmal ein, als ein schöner alter Hof plötzlich über die Grenze in ein dänisches Freilichtmuseum entführt wurde. Ähnliches könnte sich auch bei uns jederzeit ereignen.

Ein anderes Schreiben kann uns zwar nur am Rand interessieren, weil es von einem technischen Sonderbetrieb handelt und wir ja außer etwa einer Mühle, einer Kelter, einer Schmiede und dergleichen kaum Spezialgewerbe für das Baden-Württembergische Freilichtmuseum gewinnen wollen. Es ist aber doch nicht unwichtig: Es handelt von der Fingerhutfabrikation. „Eine der ältesten Fabriken Württembergs“, so schreibt uns ein Mitglied aus Winterbach bei Schorndorf, „war die Fingerhutfabrik Gebr. Gabler.“ Die Erfindung des Silberschmiedes Ferdinand Gabler hat 1824 die Möglichkeit geschaffen, Fingerhüte aus einem Stück Blech tief zu ziehen und damit die anderen Herstellungsarten, bei denen mit Naht zusammengeschnitten werden mußte, aus dem Feld zu schlagen. Das Verfahren, das auch eine besondere Art entwickelte, die Vertiefungen anzubringen, wurde 1824 patentiert. So war die Firma konkurrenzlos. Aber leider mußte sie 1962 nach 140 Jahren erfolgreicher Arbeit „ihre Pforten schließen“. Ein Brand vernichtete wertvolles Material, u. a. auch Maschinen, „die man heute in dieser Form überhaupt nicht mehr kennt“.

Gleichzeitig hat Herr Dr. Sonnenschein für das Freilichtmuseum technische Frühformen in Hagen in Westfalen „eine vollständig erhaltene Fingerhutfabrik übernehmen können und hat den Plan, dieses alte Gewerbe dort zu demonstrieren“.

Wir werden also künftig nach Westfalen gehen müssen, um zu sehen, was es früher bei uns auch mal gab! Das Schreiben unseres Mitglieds konnte hier nur auszugsweise wiedergegeben werden. Es schließt mit der hoffentlich doch zu pessimistischen Überlegung – „an dem vollständigen Verlust dieser Dinge werden spätere Generationen den Ungeist unserer Zeit erkennen“.

Über Rumänien ging dem Unterzeichneten die Mitteilung zu, daß am

Brienzer See ein Freilichtmuseum für die ganze Schweiz im Entstehen sei. Man hat sich zu einer solchen Zusammenfassung entschlossen, da Einzelmuseen mehr Mittel und Personal brauchen, weniger eindrucklich sind, keine Vergleiche der Hausformen erlauben, auch mehr Areal benötigen und trotzdem eine Verpflanzung der Bauten vom ursprünglichen Standort nicht zu vermeiden ist. Auskünfte wurden bei einem gelegentlichen Besuch bereitwilligst durch den Bearbeiter, Herrn Dr. Max Gschwend in Basel und seine Mitstreiter in Zürich und Brienz erteilt. Dr. Gschwend ist Mitglied des Arbeitskreises für Deutsche Hausforschung und Leiter der „Aktion Bauernhausforschung“ in der Schweiz.

Die Stuttgarter großen Tageszeitungen haben über den Vortrag von Dr. Schepers und die anschließende Aussprache recht ausführlich berichtet und damit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese kulturelle Aufgabe gezogen. Unter dem Schlagwort „Der Baugeschichte ein Denkmal setzen“ machten die Stuttgarter Nachrichten am 19. 3. auf den Vortrag aufmerksam und berichteten auch über die schon erzielten großen Besucherzahlen solcher Museen an anderen Orten. Die Stuttgarter Zeitung nahm hauptsächlich die Aussprache des Abends zum Gegenstand eines Artikels am 22. 3. Daraus seien

nur die zwei letzten Sätze zitiert: „Es wurde daraufhin der Vorschlag gemacht, man solle die Landtagsabgeordneten für das Projekt Freilichtmuseum interessieren, um so außerordentliche Haushaltsmittel freizubekommen. Und Dr. Dörr vom Fremdenverkehrsverband meinte ganz knapp und deutlich: – ‚Wir sollten anfangen!‘ Vielleicht gab der Abend im Hospitalhof den Anstoß für einen solchen Anfang.“

Am Schluß einer Notiz der Stuttgarter Nachrichten vom 28. 3. ist des weiteren zu lesen: „Angeregt wurde, daß der Schwäbische Heimatbund zusammen mit dem Schwäbischen Albverein, den Naturfreunden und dem Schwarzwaldverein den Plan vorantreiben solle!“

Der Rat ist ausgezeichnet und wird gerne befolgt werden. Allerdings hat mit eben diesen Vereinen und auch mit den Universitäten Stuttgart und Hohenheim und anderen Institutionen schon stets Fühlung und Einverständnis über die Notwendigkeit des Freilichtmuseums bestanden, was auch vielfach mündlich und schriftlich zum Ausdruck kam.

Wir rechnen sehr mit der Mitarbeit weiterer Kreise, mit der Hilfe der Landwirtschaft, denn um ihre Geschichte und Kultur geht es ja, und mit Stiftungen von Industrie und Privaten, wenn erst einmal der Startschuß gegeben ist. W. Kittel

## Demokratie — wie man sie gerne hat

### *Eine Heimatkundgebung im Thurgau*

Ein regnerischer Frühjahrssonntag, schon halb Schnee – keinen Hund möchte man hinausjagen und selbst erst recht im Warmen bleiben! Schade um die schönen Plakate, mit denen der Thurgauer Ständerat Konrad Graf seine Kantonsgenossen nach Hemishofen am Hochrhein beschieden hat, um an Ort und Stelle ihre Meinung zum Projekt eines Regulierwerks zu sagen. Werden die in Winterthur, Zürich und noch weiter her bestell-

ten Busse halbwegs voll werden und überhaupt fahren? – Wirklich, und mehr als das: an 5000 Menschen sind es, die auf dem amphitheatralisch über dem Ort ansteigenden Wiesenhang Stand gefaßt haben, um sich die Redner anzuhören. Unter ihnen bewegen sich Bürgermeister, Gemeinde-, National- und Ständeräte, Vertreter der Gemeinschaft aus allen Parteilagern, tauschen Händedrucke und Alltagsfragen nach Haus und

Hof aus. Freiwillige Feuerwehr der Anliegergemeinden und ein Zug uniformierter Wehrpflichtiger haben sich als Ordnungsschutz eingefunden, – auch das gilt als Teil der Bürgerpflicht, wenn auch kein Eingreifen nötig wird. Manche der Ankömmlinge haben Spruchbänder mitgeführt, auf denen in teilweise holprigen, aber wärschaft einprägsamen Verschen betont ist, daß man ihren „Rhi“ – als welchen wir unsern Mit-alemannen den Hochrhein vorstellen möchten – nicht durch die Industrialisierung verderben lassen wolle.

Um was geht es denn? Um einen Stau, der die Hochwasser abfangen soll, die seit 1926 erstmals wieder in bedenklicher Stärke, und dann gleich nach zwei Wintern hintereinander über die Ufer getreten sind. Aber das ist nicht der eigentliche Grund: Hochwasser hat es an Flußiedlungen – man denke an Passau! – immer gegeben, und die Schweiz ist, wie ein Redner betont, ein Land weitschauender Schadensversicherungen. Ist es darum wirklich notwendig, durch dies Wehr den ganzen Flußaustritt aus dem Untersee zu verändern, die Werth-Inseln beim malerischen Stein am Rhein verschwinden zu lassen und, – hier liegt der Hund begraben (nicht der Konstanzer Vorkämpfer der Bodenseebrücke, sondern der sprichwörtliche nach Christian Morgenstern): den Wasserweg für die Frachtschiffahrt nach jahrzehntelangem Streit doch noch freizumachen! Der Kanton Schaffhausen hat sich gegen diese Kanalisierung, die den Rheinfluss entscheidend beeinträchtigen würde, längst mit aller Entschiedenheit ausgesprochen. Nun sagt auch der Thurgau seine Meinung; hier war man früher nicht so ablehnend gegen die Schiffbarmachung, die vor einem halben Jahrhundert unter ganz anderen wirtschaftlichen und technischen Aspekten erörtert worden war. Heute sind auch die deutschen Industriellen, die sich einst eine Verkehrsbelebung von dem Projekt versprochen, längst nicht mehr eines Sinnes. Seit die Kohle als Frachtgut weitgehend weggefallen und der Öltransport durch die Pipelines übernommen

ist, machen sich nur noch wenige hartnäckige Anhänger ihres alten Lieblingsgedankens Illusionen über seine heutige Wirtschaftlichkeit.

Hier bei der Kundgebung geht es aber auch um die Heimatlandschaft, die die Teilnehmer zu ihren Füßen sehen. Was aus ihr werden müßte, wenn die Industrie hier einmal Fuß gefaßt haben würde, ergibt sich aus deren Lebensgesetz, das Ausweitung verlangt. Nicht umsonst hat der baden-württembergische Landtag die weitere Prüfung von der Sicherung der Uferlandschaft abhängig gemacht. Noch deutlicher sagt es jetzt ein Basler Redner: „Laßt euch warnen: wie haben wir schon bereut, daß wir seinerzeit vor 30 Jahren dem großen Rheinhafen zustimmten, der unsern Rhein so völlig verändert hat!“ . . . und dabei war jene Anlage bei Basel wirtschaftlich vertretbar, wie es der Wasserweg bis Konstanz niemals werden kann. Dazu würde der Ausbau für das Regulierwerk und erst recht noch für eine Fahrinne, wie sie die Großschiffahrt benötigen würde, faktisch eine Kanalisierung bedeuten, deren Begleitkosten, mit eidgenössischer Nüchternheit errechnet, sich niemals lohnen würden. Anders äußert sich stellenweise noch das bundesdeutsche Wirtschaftsdenken, wenigstens in den Worten des alten Verfechters des Rheinschiffahrtsverbands, Präsident Dr. Paulsen, anläßlich des vierzigjährigen Gedenktages jener Abmachung von 1929, in der sich die Nachbarn zu beiden Seiten des Hochrheins zu wechselseitiger Verständigung über den Ausbau des Schiffahrtsweges bei Vorliegen der entsprechenden wirtschaftlichen Voraussetzungen verpflichteten. Doch eben diese liegen ja nach der gesamten Entwicklung der Frachtbedingungen, Pipelines und Autostraßen, der Verlagerung der Energieproduktion und, noch immer, der keineswegs voll ausgenutzten Kapazität der Bundesbahn nicht mehr vor, sofern sie jemals gegeben waren. Darum hat nach den kräftigen Worten der Schaffhausener und Thurgauer Sprecher der Oberbürgermeister von Singen, Landtagsabgeordneter Th. Diez,

unzweideutig und mit guten Gründen ausgesprochen, daß und warum man auch auf badischer Seite diese Schiffbarmachung durchaus nicht mehr will.

So kam denn schließlich die Sache zum Schwur – wirklich bildhaft wie auf dem Rütli oder bei Gottfried Keller, im Handaufheben wie von einer der massigen Gestalten Ferdinand Hodlers, zu einem einmütigen Nein, an dem keine Schweizer Volksvertretung vorbeigehen kann, wenn die Frage, zu der auch das eidgenössische Wasserwirtschaftsamt schon starke Bedenken äußern mußte, in absehbarer Zeit vor den dortigen Bundesinstanzen zur Prüfung kommen sollte. Dies also ist als praktizierte Demokratie in unserem zwanzigsten Jahrhundert noch möglich. Wie viele oder wie wenige würden sich bei uns in einer Frage des Heimatschutzes auf solcher regenfeuchten Wiese versammelt haben? Wir wagen die Frage nicht zu beantworten und erinnern uns lieber an den Eindruck, wie bei unserer Rückfahrt der Rundfunk die Ergebnisse der sonntäglichen Abstimmungen über den Haushalt der nahen Kantonshauptstadt bekanntgab: Krankenhauserweiterung, Sportplatzverbesserung, Schulhausneubau, alles Ja, – Vorschlag zum Ausgleich einer Haushaltsüberschreitung: Nein! Zwischen zwanzig- und dreißigtausend Bürger haben zu den einzelnen Punkten ihre Stimmen abgegeben, wie sich jeder dazu stellt und keineswegs nur, wie es sich der Starvertreter seiner Partei denkt . . .

O glücklich Land! glücklich in einer Selbstregierung, die sich nun einmal nicht überall anderswo aufpfropfen läßt, weil man auch dort erst in langer Überlieferung hineingewachsen ist; und doch ist es schade, daß man nicht ein wenig davon exportieren kann zu Nachbarn, bei denen trotz programmatischer Thesen so wenig in die persönliche Denkweise gedrungen ist! Wer Blumen pflegen will, muß bei der Wurzel beginnen, und dieser Boden ist die Heimat. Daran ist alles gelegen – dieser Tag in einer verkehrsabgelegenen Landgemeinde hat es gezeigt. *Wilhelm Koblbaas*

*Die Albböhlen werden erforscht*

*Aus der Arbeit des Verbandes Deutscher Höhlen- und Karstforscher*

Die geheimnisvollen Höhlen der Schwäbischen Alb üben eine eigentümliche Anziehungskraft aus. In unserer Jugend haben wir mit heißem Herzen den „Rulaman“ gelesen, Weinlands lebensvolle Geschichte von den Höhlenbewohnern der Steinzeit. Die bekannten Schauhöhlen der Alb sind seit langem beliebte Ausflugsziele; an schönen Sommertagen scheint die Kette von Omnibussen, die immer neue Besucherscharen heranbringen, nicht abreißen zu wollen. Presse, Rundfunk und Fernsehen berichten von sportlichen Höhlenunternehmungen. Von den Höhlen als wissenschaftlichen Forschungsobjekten ist dagegen nur selten etwas zu hören.

Dabei ist gerade in unserem Land auf dem Gebiet der Speläologie, der wissenschaftlichen Höhlenforschung, viel getan worden. Bereits 1889 wurde der „Schwäbische Höhlenverein“ gegründet „zwecks Erforschung schwäbischer Höhlen und im Zusammenhang damit stehenden Gebiets in geologischer, paläontologischer, anthropologischer, zoologischer und botanischer Hinsicht“, wie es im § 1 seiner Satzung hieß. Als dieser Verein 1909 wegen totalen Geldmangels aufgelöst werden mußte, wirkten seine führenden Mitglieder durch Veröffentlichungen in den Blättern des Schwäbischen Albvereins und in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde weiter. Der von 1922–1945 bestehende „Hauptverband Deutscher Höhlenforscher“ hatte auf der Schwäbischen Alb einen Stützpunkt im Höhlen- und Heimatverein Laichingen. Von hier ging auch die Initiative zur Wiederbegründung nach dem zweiten Weltkrieg aus. Seit 1955 besteht der „Verband der Deutschen Höhlen- und Karstforscher“. Zweck des Verbandes ist „die Erforschung der Höhlen und Karsterscheinungen Deutschlands in jeder Beziehung“ (§ 3 der Satzung).

Karsterscheinungen sind alle die Vorgänge, Formen und Phänomene, die typisch sind für Gebiete mit verhältnismäßig gut löslichem, zerklüftetem Gestein. Der Weißjura-Kalk bietet alle Voraussetzungen für Verkarstung und macht daher die Schwäbische Alb zu einem Musterbeispiel einer Karstlandschaft: eine wasserarme Hochfläche mit Erdfällen (Dolinen), Trockentälern und Flußversickerungen, Höhlen mit Kalksinter- und Tropfsteinbildungen und einer eigentümlichen Pflanzen- und Tierwelt sind ebenso wie die Karstquellen (Quelltöpfe) in den tiefen Tälern einige der prägenden Merkmale dieses Landschaftstyps.

Seit 1960 werden die Ergebnisse dieser Forschungen in verbandseigenen Organen veröffentlicht. Die Bedeutung der Arbeiten auf und in der Schwäbischen Alb zeigt sich u. a. darin, daß in drei von den bisher erschienenen neun Jahresheften Gebiete der Schwäbischen Alb behandelt werden (zwei Hefte sind der Fränkischen Alb gewidmet, je ein Heft den Höhlen in Westfalen und im Bergischen Land, dem Laubensteingebiet im Chiemgau und dem Südharz. Als Jahresheft 1964 erschien ein Fachwörterbuch für Karst- und Höhlenkunde). Auch in den „Abhandlungen“ überwiegen die Hefte mit Themen über die Alb.

Alle Hefte über unsere schwäbische Heimat sind in der nachstehenden Übersicht aufgeführt:

Veröffentlichungen des Verbandes der Deutschen Höhlen- und Karstforscher e. V., München, in Kommission bei der

Fr. Mangoldschen Buchhandlung, 7902 Blaubeuren, Karlstraße 6.

I. Jahreshefte für Karst- und Höhlenkunde (Mitgliederpreise in Klammern)

1. Heft 1960: „Karst und Höhlen im Gebiet der Brenz und der Lone (Schwäb. Alb)“ – Schriftl.: Dr. F. Weidenbach (Stuttgart) – XXIII und 274 Seiten, 143 Abb., 1 Karte 1:50 000. – 8.– DM (6.80 DM).

4. Heft 1963: „Vom Wasser und von den Höhlen der mittleren Schwäbischen Alb (östl. Teil)“ – Schriftl.: Dr. P. Groschopf (Stuttgart) – XXXII und 384 Seiten, 153 Abb., 1 Karte 1:50 000 und 5 Beilagen. – 12.80 DM (10.90 DM).

6. Heft 1965: „Die Alblandschaft zwischen Rosenstein und Wasserberg“ – Schriftl.: Dr. K. E. Bleich (Nürtingen) – XX und 192 Seiten, 72 Abb., 1 Karte 1:50 000, 7 Beilagen – 12.– DM (10.50 DM).

II. Abhandlungen zur Karst- und Höhlenkunde Reihe A (Speläologie)

Heft 3: Dr. K. D. Adam, H. Binder, Dr. K. E. Bleich, Dr. K. Dobat: „Die Charlottenhöhle bei Hürben“ – 1968, 54 Seiten, 32 Abb., 3 Tabellen, 1 Höhlenplan. – 2.– DM.

Reihe E (Botanik)

Heft 1: Dr. A. Stirn: „Kalktuffvorkommen und Kalktufftypen der Schwäbischen Alb“ – 1964, 92 Seiten, 23 Abb., 3 Prof. – 7.50 DM.

Heft 2: Dr. W. Grüniger: „Rezente Kalktuffbildung im Bereich der Uracher Wasserfälle“ – 1965, 113 Seiten, 31 Abb., 9 Tabellen – 8.– DM.

Heft 3: Dr. K. Dobat: „Die Kryptogamenvegetation der Höhlen der Schwäbischen Alb“ – 1966, 153 Seiten, 79 Abb., 21 Tabellen im Text, 14 Tabellen und 1 Karte als Beilage – 13.50 DM.

Reihe F (Geschichte der Speläologie, Biographien)

Heft 1: Dr. F. Berger: „David Friedrich Weinland“ – 1967, 32 Seiten, 1 Abb. – 3.– DM.

Die Reihen B (Hydrologie), C (Vor- und Frühgeschichte, Anthropologie) und D (Zoologie, Paläontologie) wurden bisher noch nicht begonnen, jedoch sind Hefte geplant.

Die in der Reihe E erschienenen Hefte sind Dissertationen aus dem Institut für Spezielle Botanik an der Universität Tübingen. Heft 3 der Reihe A ist eine ausgezeichnete Monographie der seit Ende des vorigen Jahrhunderts erschlossenen Tropfsteinhöhle bei Hürben (SW von Giengen an der Brenz), die nach damaligem Brauch zu Ehren der württembergischen Königin Charlottenhöhle genannt wurde. Für den interessierten Besucher der Höhle bietet die Schrift eine verlässliche Einführung in Geschichte, Geologie, Pflanzen- und Tierwelt dieser größten Höhle der Ostalb. Man möchte hoffen, daß auch für andere Schauhöhlen der Alb bald solche Beschreibungen durch gleichermaßen sachkundige Bearbeiter vorgelegt werden. Derartige Darstellungen sind wertvolle Beiträge zu einer mehr denn je notwendigen echten Heimatkunde.

In der Biographie von Christoph David Friedrich Weinland würdigt Dr. Fritz Berger nicht nur den Vater des „Rulaman“, durch den zweifellos das „Höhlenbewußtsein“ im Schwabenland stärker geweckt und am Leben erhalten wurde als anderswo, sondern vor allem die wissenschaftliche Leistung eines Naturforschers, der wie kaum ein anderer mit seiner Albheimat fest verbunden war.

Die Jahreshefte sind jeweils einem bestimmten Gebiet der Schwäbischen Alb gewidmet. Die Reihe begann mit der Ostalb und wird nach SW weitergeführt. Zu den bisher erschienenen drei Heften sind noch weitere fünf geplant, dann ist diese regionale Darstellung der Karsterscheinungen und Höhlen der Schwäbischen Alb abgeschlossen. Jedes Heft stellt für den Besucher der betreffenden Gegend eine Fülle von Wissenswertem bereit; Wissen-

schaftler, Sachkenner berichten über die Untersuchungen und Forschungsergebnisse ihrer Disziplin. Neben rein karst- und höhlenkundlichen Aufsätzen stehen Themen aus der Erd- und Landschaftsgeschichte, der Flußgeschichte, der Morphologie, der Wasserversorgung einst und jetzt, der ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung, des Natur- und Landschaftsschutzes, der Volkskunde. Alle diese Aufsätze ergeben in der Zusammenschau ein überaus farbiges Bild der Landschaft; sie geben Antwort auf manche Frage, sie führen zu neuen Fragestellungen und damit zu einem bewußteren Beobachten und Erleben der heimatlichen Landschaft.

Neben diesen landeskundlichen Aufsätzen wird für Fahrten oder längere Aufenthalte noch eine weitere, wertvolle Hilfe geboten: jedem Heft ist eine karst- und höhlenkundliche Karte 1:50 000 beigegeben. In die Kartengrundlage – die amtliche Karte des Landesvermessungsamts – ist eine große Zahl wichtiger Erscheinungen zusätzlich eingezeichnet: Natur- und Landschaftsschutzgebiete, alle Höhlen und bedeutenden Quellen, Naturdenkmäler (z. B. Hülsen und Erdfälle) und besonders günstige geologische Aufschlüsse des dargestellten Gebiets. Für alle Wanderer und Freunde der Natur eine wahre Fundgrube und ein zuverlässiger Begleiter!

Man möchte den Karst- und Höhlenforschern wünschen, daß ihr Idealismus und ihre echte Begeisterung für eine lohnende Sache auch das Echo finde, das bei den oft recht kostspieligen Untersuchungen im wahrsten Sinne des Wortes „notwendig“ ist.

D. Ottmar

*Fritz Arens, Die Königspfalz Wimpfen.* Denkmäler Deutscher Kunst, herausgegeben vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft, Berlin, Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft, 1967. DM 85.–.

Der vorliegende Band umfaßt 155 Seiten Text und besitzt 32 Textabbildungen, 97 Tafelabbildungen und 6 Faltblätter. Es handelt sich somit um eine Veröffentlichung, die vom Deutschen Verein und Deutschen Verlag für Kunstwissenschaft nur unter Aufwendung großer Mittel herausgebracht werden konnte. Das verdient hervorgehoben und anerkannt zu werden; der dokumentarische Charakter dieses Bandes – in Text und Abbildungen – wäre sonst unmöglich gewesen. Er wäre aber auch unmöglich gewesen, wenn Verein und Verlag nicht in Fritz Arens einen Autor gewonnen hätten, der den Anforderungen einer in diesem Sinne dokumentarischen Veröffentlichung vollauf Genüge tun konnte. Seine Baubeschreibungen sind bis in Einzelheiten genau, aus ihnen ergibt sich die Baugeschichte des jeweils behandelten Bauwerkes mit zwingender Notwendigkeit; die Frage der Datierung der gesamten Anlage wird gesondert behandelt. Die Kapitel über Alte Ansichten von Wimpfen, Geschichte der Pfalz zu Wimpfen, Die Beamten des Königs zu Wimpfen, Die Entstehung der Stadt Wimpfen, Die Lage Wimpfens im Netz mittelalterlicher Fernstraßen schaffen das geschichtliche Verständnis für die Pfalz und ihre einzelnen Bauten. Besondere Erwähnung verdienen die zahlreichen, sehr sorgfältig ausgearbeiteten Anmerkungen, die sämtliche wünschenswerten Quellenangabe bringen und eine wahre Fundgrube pfälzen- und burgenkundlichen sowie kunstgeschichtlichen und allgemeingeschichtlichen Wissens sind.

Die Wiederentdeckung des Palas (1359, 1365, 1391 und 1425 Saal genannt) wurde durch die Freilegung der bekannten Arkaden der Neckarseite 1833 und 1834 eingeleitet. Diese rekonstruiert den Bau, von dem nur noch jene Arkadenwand mit ihrer westlichen Verlängerung, die ein Doppelfenster und zwei einfache Rundbogenöffnungen aufweist, und die Westwand steht, indem er auf Grund ausgegrabener Mauerzüge neben dem Saal Wohnräume ansetzt, von denen der hinter dem Doppel-

fenster liegende einer kleinen Kapelle angehört haben könnte, während jene beiden Öffnungen vielleicht auf eine vorgelegte Altane schließen lassen. Damit gehörte die Wimpfener Pfalz dem jüngeren Typ an, der Saal und Königswohnung verbindet. Die Frage ist dann freilich, welchem Zweck das danebenliegende Steinhaus diene, von dem Arens nachweist, daß es im Hauptgeschoß aus einem heizbaren Saal mit Balkendecke bestand, deren Unterzug von einer mittleren Ständerreihe getragen wurde. Arens erwägt die Möglichkeit eines Winterhauses der Könige. Doch wird auch der Palas nicht unbeheizt gewesen sein. Vielleicht darf man in dem Steinhaus auch eine Art Tyrnitzbau für das Gefolge erblicken, das ja im Winter auch irgendwo untergebracht werden mußte. Das Steinhaus wurde in der Spätgotik erhöht, umgebaut und ausgemalt und erhielt dabei auch eine Fenstergruppe mit Zugläden, wie sie früher nicht nur am Oberrhein und der Schweiz, sondern auch im Neckarland zu finden waren. Was die erwähnten Arkaden angeht, so neigt Arens dazu, diese u. U. einem dem Saal vorgelagerten Gang zuzuweisen; sie dürften freilich sowohl aus repräsentativen Gründen als auch Gründen der Rechtsprechung (im Freien) mit dem Saal in Verbindung gestanden haben.

Die Kapelle gehört nicht dem doppelgeschossigen Typ an, sondern dem einfacheren des einschiffigen Saalraumes mit Westempore nebst rundgeschlossenen Altarraum. Ihre schöne Lisenen- und Rundbogengliederung wurde nach Verstümmelungen (zu Wohnzwecken) wiederhergestellt. Den Roten und den Blauen Turm (so genannt nach der Farbe ihrer Dachdeckungen) bezeichnet Arens richtig als Bergfriede, wie sie für eine so langgestreckte Anlage unentbehrlich waren. Beide scheinen bewohnbar gewesen zu sein, am Roten Turm erhielt sich der Aborterker. Den Roten Turm bezeichnet Arens, vom Wachturmzweck in bezug auf die Neckarbrücke abgesehen, als Fluchtturm des Königs. Der Schwibbogenturm im Süden wurde viel verändert (Durchfahrt 2,65 m abgegraben); er scheint über einem schon vorhandenen Rundbogentor errichtet worden zu sein (interessant sind die hier zutage getretenen Spuren von Quaderritzung im Putz des Bruchsteinmauerwerks). Arens nimmt für die Westseite der Pfalz ein zweites Tor in der Nähe des Blauen Turmes an. Das klingt zunächst befremdlich, wird aber glaubhaft, wenn man bedenkt, daß die Stadt etwa gleichzeitig mit der Pfalz entstand (eine städtebauliche Bekundung also der Verbindung von Königtum und Bürgertum!). Die Bemerkung, daß die Stadtkirche wegen ihrer städtebaulichen Wirkung hin auf die Pfalz keine Westtürme, sondern Osttürme besaß, ist dahin zu ergänzen, daß solche Osttürme zum Typ der neckarländischen Stadtkirche im 12. und frühen 13. Jahrhundert gehörten. Ein weiterer Abschnitt gilt dem romanischen Wohnhaus mit seiner Fenstersäule und der Wehrmauer, die als erstes erbaut worden zu sein scheint.

Im Blick auf die bisherigen Datierungen (Koepf: Palas 1170–1182, Kapelle um 1200, Steinhaus 12. Jahrhundert, Roter Turm Ende des 12. Jahrhunderts, Blauer Turm um 1200) ist das abschließende Kapitel „Die Datierung der Pfalz“ von höchstem Interesse. Arens kommt auf Grund ausführlich dargelegter Formvergleiche der Zierformen auf das 1. Viertel des 13. Jahrhunderts als Hauptbauzeit, räumt jedoch die Möglichkeit ein, daß sie schon unter Heinrich VI., der 1190 und 1192 „a p u d Wimpina“ (damit ist Wimpfen im Tal gemeint) urkundet, begonnen hatte. Ihr Hauptbewohner scheint Heinrich VII. gewesen zu sein. Daß sie auf Wormser Gebiet lag (1227 wurde das Lehen in ein Pfandlehen verwandelt), worauf auch der Schlüssel im Schnabel des Wimpfener Adlers weist, ist rechtsgeschichtlich nicht einmalig. Jedenfalls ist die Pfalz in Wimpfen, worauf auch ihre im

Gründe doch recht „rustikalen“ Einzelformen weisen, eine Anlage, die bereits über die Höhe der Stauferzeit hinweg- und hinabführt. Bei der Wahl des Platzes waren das umliegende Reichs- und Staufergut, der günstige Felssporn am Neckar über einer alten Brücke und an wichtigen Fernverbindungen zu Wasser und zu Land von Einfluß.

A. Schabl

Rolf Spörhase, *Rottweil*. Karten zur Entwicklung der Stadt. Das Werden des Stadtgrundrisses im Landschaftsraum. Reihe A I, g 1. 7 Karten (eine zweifarbig) auf Tafeln (25×35 cm) und Erläuterungsblatt (2 Seiten) in Mappe. Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart 1968. Die Arbeit ist ein Teil eines groß angelegten Kartenwerks (zwei Städte erschienen; 26 in Bearbeitung, davon vier in Württemberg) und darf in seiner Anlage als hervorragende, dringend notwendige Ergänzung des allgemein bekannten „Deutschen Städtebuchs“ gelten. Das Kartenwerk will die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Landschaft darstellen und aufzeigen, wie die natürlichen Gegebenheiten den Verlauf der Verkehrswege und die Wahl des Standorts einer Stadt beeinflussen haben und bei der Anlage und Gestalt der Stadt wirksam gewesen sind. Die Rottweiler Karten zeigen die Stadt in römischer Zeit und um 1580, 1838, 1840, 1900, 1968. Eine konzentrierte Einführung ist beigegeben, ebenso ein knappes Quellenverzeichnis. Die Karten sind durchweg in einheitlicher Darstellung neu gezeichnet, was einem Vergleich – auch zwischen verschiedenen Städten – sehr entgegenkommt. Als wesentlicher Vorzug darf gewertet werden, daß die Stadtpläne sowohl die Hausstellen zu erfassen versuchen wie Höhenlinien enthalten. Jede Umzeichnung bedeutet jedoch zugleich Auswahl und Interpretation, die im Rottweiler Kartenwerk leider nicht immer zum besten geraten ist: Der Plan „um 1580“ enthält z. B. die Kapellenkirche in barocker Gestalt, das erst 1707 errichtete Dominikanerinnenkloster, die Metzgergasse in der Verbreiterung um 1800, den Mehlsackturm an der falschen Stelle, verzichtet schließlich auf alle vor der Stadt liegenden Kapellen; auf dem Plan 1968 sind nicht mehr erhaltene Mauerzüge noch als vorhanden gekennzeichnet; die Umgebungskarte nennt zwar Bern- und Neckarburg, nicht aber die von Herrenzimmern (!) und im Eschachtal. Im Text sind eine ganze Reihe historischer Vermutungen zu festen Tatsachen geronnen. Dem ernsthafter interessierten Heimatfreund wird damit kein Dienst erwiesen und läßt für weitere Hefte eine größere inhaltliche Konsequenz erhoffen. Notwendig wäre vor allem eine wirklich exakte, nicht interpretierende Umzeichnung des jeweils ältesten maßstabgetreuen Katasterplans. Ein leicht zu erfüllender Wunsch bleibt eine für das frühe 19. Jh. in der Regel ohne Mühe erreichbare Verzeichnung der für den engeren Lebensraum einer Stadt topographisch wie historisch so aufschlußreichen, wichtigsten Flur- und Stellennamen. Daß eine historische Karte der früh- und hochmittelalterlichen Gegebenheiten, Voraussetzung der meisten unserer Städte, einen erheblichen Arbeitsaufwand erfordern würde, ist sich der Rezensent sehr wohl im klaren. Dem in seiner Anlage dennoch lobenswerten Kartenwerk möge eine rasche Erscheinungsfolge gegönnt sein.

C. Meckseper

Dieter Kreil, *Der Stadthaushalt von Schwäbisch Hall im 15./16. Jahrhundert*. Eine finanzgeschichtliche Untersuchung. Forschungen aus Württembergisch Franken, Band I, 1967, 311 Seiten. – Jede staatliche Tätigkeit steht in der Spannung zwischen Erhebung und Verbrauch öffentlicher Mittel. Nicht nur heutzutage bilden die Finanzen ein Grundelement der Politik, das Geld war schon immer der „nervus rerum“ staatlicher Geschäfte. Die Historiker wissen das, aber nur wenige haben sich bis jetzt in unserem Raum eingehend damit beschäftigt.

Die vorliegende Dissertation bearbeitet Neuland, indem sie den Haushalt einer spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen autonomen Stadt nach den Methoden moderner Finanzwirtschaft untersucht. Schwäbisch Hall eignet sich als erstes Untersuchungsobjekt besonders, denn hier blieben Stadtrechnungen (von 1412 an lückenlos!), Beetlisten und weiteres einschlägiges Material erhalten. Dem Verfasser gelingt es, die vergleichsweise primitiv angelegten Jahresrechnungen in die Form moderner Haushaltsübersichten mit erstaunlich präzisen Angaben zu bringen (wobei freilich einige Fakten unerklärt bleiben, die aber insgesamt wenig ins Gewicht fallen). Er setzt die ermittelten Zahlen zueinander ins Verhältnis und schafft damit die Möglichkeit, die Bedeutung der einzelnen Einnahmequellen und Ausgabeposten zu beurteilen. Wir wissen jetzt, welchen Anteil die ordentlichen, außerordentlichen und indirekten Steuern (Beet, Schatzung, Ungeld), die Zölle, Verwaltungsgebühren sowie die Erträge aus städtischem Grundbesitz und Gewerbebetrieben an den Gesamteinnahmen hatten; wir wissen, was für die Verwaltung, für auswärtige Angelegenheiten, für Verteidigungsmaßnahmen und für andere Zwecke ausgegeben wurde. Wir kennen darüber hinaus nun die außerordentlichen Belastungen infolge von Krisenzeiten und Kriegen, von Gebietserwerbungen und überstaatlichen Verpflichtungen, und wir erfahren, wie das Stadtregiment damit fertig wurde. Unsere Vorstellung von einer reichsstädtischen Verwaltung gewinnt durch diese Untersuchung an Klarheit, bisher isoliert stehende Fakten und schwer zu beurteilende Maßnahmen finden im aufgedeckten Gefüge des Ganzen ihren Platz und Rang. Auch die Frage nach der kommunalen Vermögenslage Schwäbisch Halls um 1400–1600 läßt sich beantworten: Die ordentlichen Ausgaben ließen sich durch die ordentlichen Einnahmen decken, zusätzliche Belastungen führten zu Kapitalaufnahmen, jedoch nie zur Überschuldung. Stets in der Lage, ihre Schulden abzutragen, war die Stadt zur damaligen Zeit wirtschaftlich gesund.

Hans-Martin Maurer

*Ludwigsburger Geschichtsblätter*, hg. im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg von Heinrich Gaese, Heft 18, 1966, 192 Seiten, Heft 19, 1967, 164 Seiten. – Heft 18 ist der Geschichte von Ottmarsheim anlässlich seiner 1200-Jahr-Feier gewidmet. Der Altmeister württembergischer Archäologie, Oscar Paret, stellt einige frühgeschichtliche Funde aus der Umgebung Ottmarsheims, zum Teil aus dem reichen Schatz eigener Entdeckungen, vor und erläutert daran beispielhaft vorgeschichtliche Zusammenhänge (Grabhügel der Hallstattzeit, Reste römischer Gutshöfe, alemannische Grabbeigaben). Im gewichtigsten Beitrag schildert W. A. Boelcke die mittelalterliche Geschichte des Ortes, indem er, seine profunden Kenntnisse bäuerlicher Geschichte anwendend, die vergleichsweise wenigen urkundlichen Zeugnisse zum Sprechen bringt – bedauerlicherweise, entgegen der Gepflogenheit dieser Zeitschrift, ohne sie zu zitieren.

Aus den kleineren Abhandlungen seien hervorgehoben: die baugeschichtliche Untersuchung von Markus Otto über die Pfarrkirche St. Hippolyt, die mit ihrem kunstvollen Netzgewölbe im Chor und der feinen Rokoko-Stukkatur im Schiff zu den „schönsten und eigenartigsten Dorfkirchen der engeren Heimat“ gehört; die rechtsgeschichtliche Würdigung des Ottmarsheimer Dorfrechts von 1571 durch Wolfgang Bollacher, die Untersuchungen von Willi Müller über Orts- und Flurnamen und sein Hinweis auf die Geschichte vom Soldaten Luitel bei der Belagerung von Paris (1870/71); der Abriss über die Dorfherren, die Familie von Liebenstein, von Elisabeth Zipperlen, die Zusammenstellung alter Ottmarsheimer Familien durch Hans Peter Weber auf Grund der Kir-

chenbücher; die Mitteilungen von Theodor Bolay aus Auswandererbriefen. Im Schlußaufsatz charakterisiert Walter Hagen feinsinnig die Freundschaft zwischen dem Schriftsteller und Politiker Friedrich Notter und dem sensiblen Eduard Mörike, weithin gestützt auf eine Schrift des Ludwigsburger Julius Ernst von Günthert, der zum Freundeskreis beider gehörte.

Die Ludwigsburger Geschichtsblätter gehören, wie Heft 19 wiederum beweist, zu den führenden landes- und heimatgeschichtlichen Zeitschriften Württembergs. Die Beiträge von Willi A. Boelcke über die Geschichte Kornwestheims (in den Heften 17–19) unterscheiden sich vom verbreiteten Typus der Ortsgeschichten dadurch, daß sie die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Landbevölkerung in den Vordergrund rücken, wodurch ein ungemein plastisches Bild früheren Lebens entsteht. Die Untersuchungen über das Vermögen Jörg Minners, des wohl reichsten württembergischen Bauern im 16. Jahrhundert, gehen in ihrer Bedeutung weit über Kornwestheim hinaus: Sie demonstrieren die Auswirkungen einer überraschenden landwirtschaftlichen Konjunktur auf die bäuerliche Bevölkerung. Die anregende Darstellung Boelckes setzt in Methode und Durchführung ein Maß für die künftige dörfliche Geschichtsschreibung.

Otto Kleinknecht gibt auf Grund langjähriger Forschungen eine ausgewogene zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Murrgebiets im frühen Mittelalter; er nimmt zu allen Problemen (etwa zur heiklen Frage der Hartgemeinschaft) Stellung und verwertet dabei neueste Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft, zum Beispiel des Tübinger Historikers Dannenbauer.

Eine schlichte Flurnamensammlung für den Landkreis Ludwigsburg regte Willi Müller zur Zelgenforschung an, und dabei entdeckte er Zusammenhänge, mit denen sich die siedlungsgeschichtliche Forschung auseinanderzusetzen haben wird. Er stellte an zahlreichen Beispielen eine Verbindung zwischen Reihengräberfriedhof und Zelge (oder Zelgteil) fest und folgert daraus, daß die Zelgen uralte Einheiten mit konstanten Grenzlinien sind, daß in ihnen die alemannischen „Urmarkungen“ erhalten blieben. Nachdem die Forschung die Theorie frühdeutscher Haufendörfer und Großmarkungen heute weitgehend aufgegeben hat, fand Müller erstmals wieder klar definierbare Siedlungselemente, die offenbar in alemannische Zeit zurückreichen. Mit Spannung erwartet man, wie weit seine Ergebnisse in anderen Landschaften bestätigt werden. Seine Untersuchungen erbrachten darüber hinaus Datierungshinweise zur Markungszusammenlegung und zur Einführung der Dreifelderwirtschaft sowie eine neue Deutung der Ortsnamen mit der Endung -ingen.

Erhard Lenk liefert einen farbigen Beitrag zur Lebensgeschichte des Markgröninger Pfarrers und Historikers Ludwig Friedrich Heyd (1792–1842), der vor allem durch seine Biographie über Herzog Ulrich, ein bis heute nicht ersetztes Standardwerk württembergischer Geschichte, bekannt wurde. Übrigens: Die Theorie Heyds, der mächtige Graf Werner von „Grüningen“ (gestorben 1121) habe sich nach Markgröningen genannt, wird von der neuesten Forschung wieder anerkannt!

Die durch Archivstudien fundierten Abhandlungen von Gislinde Gaese (in den Heften 18 und 19) gelten einem gegenwärtig höchst aktuellen Thema: den Ludwigsburger Alleen, deren wenige bis heute erhaltenen Reste von der Verkehrsplanung der Stadtverwaltung – zum Bedauern aller Heimatfreunde – bedroht sind. Weitere Beiträge von O. Paret, W. Kirschler, K. Schupp, G. Febring und B. Scholkmann widmen sich zum Teil aufsehenerregenden archäologischen Funden im Kreis Ludwigsburg; zwei lesenswerte Aufsätze von E. Zipperlen behandeln die Erneuerung der Kirchen in Besigheim und Gemmingen.

Hans-Martin Maurer

*Maria Zelter, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden.* Sonderband der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart. Ernst Klett Verlag Stuttgart, 588 Seiten, 48 Tafeln, DM 19.50. – Im Jahre 1960 beschloß der Stuttgarter Gemeinderat, zur Erinnerung an die jüdischen Bürger der Stadt ein Gedenkbuch zu schaffen. Maria Zelter hat es geschrieben, im Klett Verlag Stuttgart ist es erschienen als Sonderband der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart. Geleitworte von Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett und Bürgermeister Josef Hirn weisen auf den Denkzeichen-Charakter des Buches hin. Diese Besonderheit und die recht wenig einheitliche Quellenlage gerade für diesen Teil unserer neueren Geschichte bestimmen die Grenze für die Darstellung wie auch für jede Rezension. Maria Zelters Arbeit will nicht unbedingt verglichen werden mit den Dokumentationsbänden, die Paul Sauer im Zusammenhang dieses Themenkreises für das Land herausgegeben hat. Sie reiht sich vielmehr den anderen lokalen Darstellungen an, wie sie für Ulm schon 1961 von Heinz Keihl, für Talheim von Theobald Nebel, für Heilbronn von Hans Franke vorgelegt worden sind. Man wird daran erinnert, daß Ähnliches für andere Gemeinden und Bezirke des Landes längst überfällig ist.

Nach einer knappen Darstellung der allerersten jüdischen Ansiedlung in Stuttgart und der schon bald erfolgenden ersten Vertreibung und nach einer zusammenfassenden Schilderung der Emanzipation seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gibt Maria Zelter ein umfassendes Bild des Lebens der Juden im Stuttgart der Gründerzeit und bis zum ersten Weltkrieg. Mit der Prosperität breiter Schichten entwickelte sich bürgerliche Geltung; man etablierte sich als gleichberechtigte Konfession mit einem sogenannten Oberkirchenrat, schloß sich in verschiedenen Vereinen, auch in einer besonderen Loge zusammen, diente im Heer, empfing Titel, Orden und Adel. Aber schon früh kündigte sich erste Unsicherheit an: Emanzipation bedeutete für viele Juden: Assimilierung. Dagegen wandten sich die Orthodoxie und der aufkommende Zionismus. Nach dem Krieg und dem Ende der Monarchie wurden solche Divergenzen immer stärker, zumal wachsender Antisemitismus – nun immer stärker in der nationalsozialistischen Form und Ausprägung – die verschiedenen Richtungen innerhalb des Judentums auf verschiedenen Wegen nach Sicherheit suchen ließ. Schon vor der verhängnisvollen Wende von 1933 wiesen Einsichtige auf die Gefahren hin; andere Juden meinten noch nach der sogenannten Machtergreifung, mit dem Hinweis auf ihr Frontkämpferturn, auf ihr deutsches Nationalbewußtsein, auf „Völkerrecht und das ungeschriebene Gesetz der Moral . . . und eine Weltgerechtigkeit“ sich selbst und andere beruhigen zu können.

Schon am 1. April 1933 kam es zum ersten Boykott – in Stuttgart wie im ganzen übrigen Deutschland; um dieselbe Zeit kehrten die ersten Emigranten der Heimat den Rücken. In aller Ausführlichkeit breitet nun Maria Zelter die Berichte von Einzelschicksalen aus, soweit es ihr gelang, sie zugänglich zu machen. Sie schildert Auswanderung, Flucht und Verschleppung und das Leid in den Lagern, aber auch die unendlichen Mühen der noch nicht Verschleppten, unter wachsendem Druck auszuhalten und das Überleben zu versuchen. Immer wieder begegnen Zeugnisse der verstörten Ratlosigkeit: man konnte sich nicht vorstellen, daß man plötzlich aus der Gemeinschaft derer ausgestoßen sei, mit denen man sonst als Mitbürger und Nachbar zusammengelebt hatte. Aber dabei ahnte man lange nicht, in welche Katastrophe der Weg noch führen würde – nicht in den jüdischen Kreisen und Vereinen, aber auch nicht in den christlichen Kirchen. Es ist hart, immer wieder von antisemitischen evangelischen Pfarrern hören zu müssen oder vom allzu lebhaften Bei-

fall katholischer Bischöfe für „die neue starke Betonung der Autorität im deutschen Staatswesen“. Es gab kaum noch jemanden, der die Entwicklung erkannt hätte, niemanden, der sie hätte aufhalten können: so weit verbreitet war fanatische, verblendete oder auch nur gedankenlose Zustimmung der Untertanen zum Tun der Machthaber.

Maria Zelzer stellt die Entwicklung über die Nürnberger Gesetze und die Reduzierung aller staatsbürgerlichen und menschlichen Rechte der Juden bis hin zu Deportation und Mord weniger in den großen Zügen dar als im Detail der Einzelschicksale, die sie in Gruppen zusammenfaßt, so zum Beispiel nach Berufen, nach dem Zeitpunkt der Emigration, nach dem Ziel der Deportation. Diese Folge von Leidensberichten wird gelegentlich unterbrochen vom Hinweis auf die Aktivitäten, die das Leiden zu steuern und wenigstens in begrenzten Zusammenhängen zu mildern suchten. Da wird zum Beispiel Karl Adler genannt: Seit 1922 war er Leiter des Stuttgarter Konservatoriums, nach 1933 schuf er die Stuttgarter jüdische Kunstgemeinschaft und half mit der Arbeit in Chor und Orchester und mit großen Aufführungen über viele schwere Stunden hinweg; nach der Kristallnacht leistete er sehr konkrete Hilfe als Leiter der „Jüdischen Mittelstelle“. Auch diese eine trotz aller Wirksamkeit recht begrenzte Hilfe angesichts der herrschenden Gewalt: Seite um Seite führt eine Totentafel in diesem Gedenkbuch die Opfer auf, die in den Lagern von Riga und Buchenwald, von Theresienstadt und Auschwitz oder auf den Transporten umgebracht worden sind. Fast anekdotenhafte Details geben daneben die Auszüge aus der NS-Presse, die Pamphlete und die amtlichen Schreiben der Dienststellen, die Bilder aus dem Sammellager auf dem Killesberg.

Wer den reichen Anhang mit Listen und Statistiken, mit Quellenhinweisen, Zeittafel und Schlagwortverzeichnis recht zu nutzen weiß, kann aus dem Bewegenden der Darstellung immer wieder in die Sachlichkeit des Historischen zurückfinden, die von den so oder so am Geschehen dieser verhängnisvollen Zeit beteiligten Generationen nur schwer zu verwirklichen ist. Aber die eine entscheidende Frage bleibt auch in diesem Gedenkbuch unbeantwortet – und vielleicht wird sie für immer unbeantwortet bleiben müssen, die Frage: Wie konnte das alles geschehen – mitten unter uns?  
W. Leygraf

*Ein neues Stuttgart-Buch.* In der Buchreihe *Deutsche Lande – Deutsche Städte* hat der Deutsche Kunstverlag München den Band *Stuttgart* herausgebracht (DM 18.–). Auf 54 Textseiten gibt der Architekt *Karl Georg Siegler* einen Überblick über die Geschichte der Landeshauptstadt von der Frühzeit bis zur Gegenwart, wobei er für die Anfänge auf den Forschungen von Hansmartin Decker-Hauff aufbaut. Der Schwerpunkt der Darstellung Sieglers liegt bei der Baugeschichte: Wir hören vom ältesten Gebäude der Stadt, dem Stuthaus, dessen Ruine unbegreiflicherweise 1953 abgebrochen wurde („man ebnete den Platz ein und gewann vier Parkplätze“); wir hören vom Bau und Schicksal der Leonhards- und der Stiftskirche, des Dominikanerklosters, von dem heute noch der Chor der Hospitalkirche zeugt. Ausführliche Schilderungen sind dem Alten Schloß, dem Lusthaus und dem Neuen Schloß gewidmet – nicht zu vergessen Hohenheim, die Hohe Carlsschule, Monrepos und die Solitude. Mit einbezogen ist die Gründung von Ludwigsburg. Es folgt die Periode des Klassizismus, in der Künstler wie Thouret und Sallucci herausragen. Inzwischen ist Württemberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts Königreich geworden und hat seinen Gebietsstand mehr als verdoppelt. Stuttgart entwickelt sich von einer kleinen Residenzstadt zur Landeshauptstadt und zur Großstadt, die bestrebt ist, den Erfordernissen der immer hektischer werdenden

Gegenwart Rechnung zu tragen und doch ihren Reiz als „Großstadt zwischen Wald und Reben“ zu erhalten. Den 88 gut gedruckten Bildtafeln liegen (mit Ausnahme des Luftbildes einer Gesamtschau von Stuttgart und Umgebung, das von Albrecht Brugger stammt) Aufnahmen von *Helga Schmidt-Glassner* zugrunde, die eigens für dieses Buch gemacht wurden. Neben Bildern der wichtigsten historischen Bauten und Denkmäler, die immer wieder durch bisher wenig bekannte Blickpunkte überraschen, wird besonderer Wert gelegt auf die Wiedergabe jüngster Schöpfungen der Baukunst in Stuttgart: Liederhalle, Landtag, Universität Stuttgart, moderne Geschäftshäuser u. a. Erwähnt sei noch das Titelbild, die farbige Reproduktion eines Ölgemäldes von Albert Wagner aus dem Jahr 1846, das neben dem Alten Schloß die alte Münze und den Stadtmauerturm zeigt und das dem Betrachter so recht zum Bewußtsein bringt, welche Wandlung sich in den letzten hundert Jahren vollzogen hat.

O. Rühle

*Fünf Heimatbücher.* – Die fünf zur Besprechung vorliegenden Heimatbücher weisen in der grundsätzlichen Auswahl und Behandlung der Themen wenig Unterschiede auf. Bei ihren Verfassern handelt es sich durchweg um Persönlichkeiten, die in langem öffentlichem oder privatem Dienst sich ein enges Verhältnis zu der betreffenden Gemeinde und umfassende Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse erworben haben. Im Vordergrund steht bei der Herausgabe überall die Absicht, den Einheimischen, zugezogenen Bürgern und in der Fremde lebenden Angehörigen eine gründliche Information über die Landschaft, Geschichte und Kultur der engeren Heimat zu vermitteln und daneben heimatliche Gefühlswerte anklingen zu lassen. Bei all diesen gemeinsamen Grundzügen spürt man aber aus der Art der Bearbeitung und Ausstattung unverkennbar die von den natürlichen Voraussetzungen und der Geschichte geprägte besondere Eigenart der betreffenden Gemeinde heraus. Alle enthalten darüber hinaus für die allgemeine Landeskunde wertvolle und über den engeren Rahmen hinausgehende Aufschlüsse.

Schon nach seinem äußeren Umfang mit über 800 Seiten hebt sich das *Heimatbuch der Stadt und des alten Amts Dornstetten* – Satz und Druck Gottfried Keller OHG Freudenstadt – von den anderen ab. Die Geschichte der fürstenbergischen Stadtgründung des 13. Jh.s bei der zu Ende des 8. Jh.s in Lorsch Urkunden mehrfach genannten Gehöftegruppe von Dornstetten als Schlüsselpunkt der über den Kniebis führenden Paßstraße und als Vorort des über den Schwarzwaldkamm hinüberreichenden Waldgedinges, das seit Jacob Grimm die Forschung immer wieder beschäftigt, ist von überlokaler Bedeutung. Die neuere Forschung sieht in diesem Waldgeding den Nachklang einer fränkischen Centene. Trotz Dezimierung durch mehrere Stadtbrände hat sich in der Stadt ein stattliches Archiv erhalten. Seine Bestände sind von dem langjährigen und jetzt im Ruhestand lebenden Bürgermeister Johannes Wößner unter Mitarbeit von Rektor i. R. Karl Bohn in umfassender und hervorragender Form ausgewertet worden. Von Seite zu Seite offenbart sich bei Bürgermeister Wößner der mit den Grundsätzen geschichtlicher Forschung gründlich vertraute und in langjähriger Verwaltung erfahrene Verfasser, der in seiner Darstellung Wesentliches von weniger Wesentlichem zu unterscheiden und ihm den gebührenden Rang zu geben weiß. In der Zeit der heutigen kommunalen Umwälzungen und Neuordnungen ist die Schilderung der Stadtgeschichte, bei der sich der Schatten der Neugründung Freudenstadt bemerkbar macht, und der Weg der Gemeinde durch das 19. in das 20. Jahrhundert besonders aufschlußreich. Zwei Verfasser der kurzen natur-

kundlichen Beiträge sind im Vorwort genannt, an dem fast überreichen Bilderteil ist Paul Kälberer mit Zeichnungen beteiligt. Erwünscht wäre ein Register und eine Umgebungskarte gewesen.

Der stattliche Band *Knittlingen, Geschichte einer Stadt* – Kohlhammer Verlag Stuttgart – 374 Seiten – ist von Rektor i. R. Karl Weisert in Zusammenarbeit mit zehn Verfassern kleinerer Abschnitte einer Gemeinde gewidmet, deren Schicksale mit mehrfachen Stadtbränden und der Lage an der westlichen Haupteinfallstraße nach Württemberg mit Dornstetten mancherlei Ähnlichkeit hat. Freilich fehlt hier ein umfangreiches altes Erbe an Archivmaterial. Desto größere Sorgfalt haben die Verfasser auf die Nutzung der Archive von Stuttgart, Ludwigsburg und Speyer verwendet und mit Vorsicht ihre Schlüsse gezogen. Einen breiten Raum nimmt zu Beginn des Buches die Behandlung der Knittlinger Markung ein, in deren Bereich großenteils die bekannten Waldensersiedlungen Groß- und Kleinwillars entstanden sind. Die Darstellung des städtischen Wesens, das 1840 durch Verleihung des Stadttitels nach einiger Unterbrechung wieder betont wurde, von Kirche, Schule und Bürgerschaft ist durch gelegentliche Poesie etwas aufgelockert. Knittlingens weltberühmter Sohn Dr. Faust erhält neben einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten die gebührende Würdigung. Über der behaglichen, für einen breiten Leserkreis bestimmten Form ist eine zuverlässige Darstellung der Gegenwart und ihrer drängenden Probleme nicht vergessen worden. Schade, daß auch hier ein erwünschtes Register und eine Umgebungskarte nicht beigelegt sind.

*Eislingen, Stadt an der Fils*, erhielt die offizielle Bestätigung seiner Wandlung zu einer Gemeinde städtischen Charakters beim Zusammenschluß von dem benachbarten Großeislingen mit Kleineislingen im Jahre 1933. Das Heimatbuch – Verfasser Rainer Weiler und Manfred Akermann, Druck Ernst Dischner KG Eislingen, 324 Seiten – erschien im Zeichen der endlich vollendeten Verbindung der beiden Stadtteile über die trennende Eisenbahnlinie hinweg. Das Schwergewicht der Darstellungen ist auf die neuere Zeit gelegt, wenn auch die Vergangenheit nicht übersehen wurde. Bemerkenswert sind die Bilder aus der älteren Geschichte, ebenso die Schautafeln, die eine rasche Information über die Gegenwart vermitteln. Ein gutes Register bietet für die Benutzung eine Hilfe. Von den Eislinger Persönlichkeiten haben der Pfarrer und Dichter Rudolf Kausler und der Pfarrer und Geologe Dr. Engel eine freundliche Würdigung erfahren. Das quadratische Format des Bandes betont äußerlich die mehr auf die Gegenwart ausgerichtete Tendenz.

Im Heimatbuch von *Reichenbach an der Fils* – Buchdruckerei Julius Benz jr. Reichenbach, 448 Seiten – faßt Wilhelm Böhringer die Ergebnisse jahrzehntelanger Studien und Forschungen über die Ortsgeschichte in klarer und einprägsamer Form zusammen. Durch weitgehende Verwertung von Archivmaterial, das durch Kriegseinwirkung verloren gegangen ist, erhält das Werk dokumentarischen Wert. Als Ortschronist ist Oberlehrer Wohlbold neben einer Anzahl anderer Verfasser kleinerer Abschnitte durch die Übersicht über die neuere Zeit beteiligt. Der besondere Wert dieses Heimatbuches liegt in der klaren und ausführlichen Darstellung des Wandels einer bäuerlichen zu einer modernen Industriegemeinde von der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts bis zur Gegenwart mit allen ihren Konsequenzen. Ein sichtbares Wahrzeichen dafür ist das 1964 vollendete Rathaus in moderner Form auf altem Grund, dessen Farbbild den Umschlag schmückt. Die Bildausstattung neben der gediegenen Textgestaltung weist auf die Absicht hin, in dem Heimatbuch ein auch äußerlich repräsentatives Werk zu schaffen, was vollauf gelungen ist.

Der Entwicklung von *Leinfelden* zu einer städtischen Industrie- und Wohngemeinde seit der Jahrhundertwende sind gewichtige Abschnitte von allgemeinem Interesse in diesem Heimatbuch gewidmet – Herstellung Hauchler Druckhaus Leinfelden. Die grundlegenden Vorarbeiten des Buches sind ein Werk des 1960 verstorbenen Dr. Wilhelm Reimold. Wilhelm Böhringer hat sie und die Beiträge von zahlreichen anderen Autoren zu einem gut angelegten und wohl ausgestatteten Band von 390 Seiten zusammengefaßt. Von der älteren Geschichte ist die des Leinfelder Ämtles, in dessen Stab sieben umliegende Siedlungen und sieben Mühlen vereinigt waren, das im Anfang des letzten Jahrhundert sich auflöste, heute aber noch in der zersplitterten Markung des neuen, mit Ober- und Unteraichen verbundenen Leinfelden nachwirkt, sehr aufschlußreich. Wie in den anderen hier besprochenen Heimatbüchern dokumentiert sich auch hier die wertvolle Hilfe der staatlichen Archivverwaltung und amtlicher Forschungsstellen für eine dem heutigen Stand des Wissens entsprechende, zuverlässige Darstellung, besonders der Vergangenheit. Nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für spätere Generationen werden diese Bände von hohem Wert sein und bleiben. *Willy Baur*

*Hans Steuerwald, Der Reitermeister von Bamberg und Magdeburg.* Kulturbuchverlag Berlin, 1967, 80 Seiten, 39 Abb., 2 Pläne, 1 Stammtafel. DM 20.–

Die bestechende Vorstellung, daß „der Reiter“ als Sühnmal für den Königsmord an Philipp von Schwaben im Bamberger Dom seinen Platz erhalten habe, durfte sich darauf stützen, daß ein ortskundiger Forscher wie Hans Fiedler („Dome und Politik“, 1937) dem Werk von Anbeginn an seinen Ort an jenem Pfeiler zuwies. Durch Hans Steuerwalds Nachweis, daß der Reiter erst im 17. Jahrhundert dort erwähnt sei und zuvor, gleichwie das Magdeburger Bild Kaiser Ottos, unter einem Baldachin außerhalb des Doms gestanden habe (H. St. „Das Rätsel um den Bamberger Reiter“, Kulturbuchverlag Berlin 1953), ist diese These – der treue Ghibelline möchte sagen: leider – widerlegt, vielmehr mit aller Wahrscheinlichkeit dargetan, daß es sich, wie bei dem Magdeburger, um ein Stiftermal, hier also um Kaiser Heinrich II. handeln muß; das Fehlen des Bartes, den die Kaiserstatue am Portal trägt, ist durch Hinweis auf das Vorbild der Imperatorenbilder für die damaligen Herrscherdarstellungen begründet, zu denen noch physiognomische Messungen mit erstaunlichen Ergebnissen hinzutreten.

Als Schwaben wenden wir uns nun mit doppeltem Interesse dem neuen Buch des Verfassers zu, in dem er dem „Reitermeister“ als einem ritterbürtigen Zisterzienser aus dem Hause derer von Magenheim bei Clebronn im Zabergräu die beiden Werke zuschreibt und auf der Spur der Bauhütten und seines Meisterzeichens Lebensweg und Lebenswerk rekonstruiert. Der in Magdeburg festgestellte Name „Bonensac“ folgt für ihn aus dem Zeichen zweier an Bohnenschoten erinnernden Mondsicheln, als dem Wappen der Magenheimer, unter denen ein Zeisolf von M. als Schöpfer der Reiterfiguren und außerdem einer Reihe von Arbeiten zwischen Burgund (Nähe von Citeaux) und Walkenried in Sachsen, dazwischen zumal in Pforzheim, (Kloster-)Reichenbach und Kloster Ebrach dargetan wird.

Die Einzelheiten der spezialisierten, auf zahlreiche Quellen und Bildwiedergaben gestützten Beweisführungen können hier nicht aufgezählt werden; so genüge hier der Gesamteindruck eines Forschungsbemühens, dessen Ergebnisse imponieren und in ihrem Aufbau überzeugen.

*W. Kohlhaas*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

## Jahreshauptversammlung 1969

21.–22. Juni, Rottweil

Auch die diesjährige Jahreshauptversammlung greift weit über den Rahmen einer Mitgliederversammlung hinaus. Sie bietet eine kaum wiederkehrende Gelegenheit, Rottweil und die wichtigsten, Gepräge und Wesen der Stadt bestimmenden Züge, seine Geschichte, dazu Landschaft und Geschichte der Umgebung kennenzulernen.

Übernachtung und Frühstück in Hotels und Gasthäusern (DM 13.– bis 18.–) werden durch die Geschäftsstelle vermittelt.

Von Stuttgart aus wird eine Omnibusverbindung eingesetzt (Stuttgart ab am 21. Juni 8.00 und 13.00 Uhr, Rottweil ab am 22. Juni 19.00 Uhr), hin und zurück zu DM 10.–.

### Programm

*Samstag, 21. Juni:*

- 8.00 Abfahrt im Omnibus ab Karlsplatz Stuttgart nach Rottweil
- 13.00 ebenso
- 15.00 im Festsaal des Albertus-Magnus- und Leibniz-Gymnasiums Rottweil Fachreferate (mit Lichtbildern)
- a) „Salinen um den oberen Neckar“ von Regierunsdirektor i. R. Dr.-Ing. Günter Schulz
- b) „Die Reichsstadt Rottweil – Geschichte und Kultur“ von Oberstudiendirektor i. R. Franz Betz
- 17.00 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes (Wahl des Vorsitzenden)
- 19.30 am gleichen Ort Vortrag von Ministerialdirigent Professor Dr.-Ing. h. c. Böhringer, „Die Planung von Bundesfernstraßen, dargestellt am Beispiel der Bundesautobahn Stuttgart–Westlicher Bodensee“ (mit Lichtbildern)

*Sonntag, 22. Juni:*

- 10.45 im Festsaal des Albertus-Magnus- und Leibniz-Gymnasiums Feierstunde mit Begrüßungen und Festvortrag „Autobahn und Landschaftsbild“ von Hauptkonservator Dr. Helmut Schönamsgruber
- 14.15 Führungen:
- a) Stadt Rottweil, von Oberstudiendirektor i. R. Franz Betz
- b) Lorenzkapelle Rottweil (bekannte einzigartige Sammlung mittelalterlicher Plastik), von Oberstudienrat Willi Stähle
- c) Kastellgelände (neueste Ausgrabungen), von Dieter Planck
- d) Kleiner Heuberg und Arae Flaviae von Prof. Dr. H. Dölker
- e) Neckarburg, Herrenzimmern und Schlichemklamm, von Dr. Hecht, Dr. Schönamsgruber u. a.
- f) Besuch bei Bildhauer Erich Hauser, Dunningen, unter Leitung von Willy Leygraf

---

### Ortsgruppe Ulm (Veranstaltungen)

Der Vertrauensmann unserer Ulmer Ortsgruppe, Herr Baudirektor i. R. Ludwig Zimmermann, 79 Ulm, Römerstr. 165, bittet alle Mitglieder der näheren und weiteren Umgebung von Ulm, die zu den Veranstaltungen der Ortsgruppe Ulm eingeladen werden wollen – darunter heimatkundliche Studienfahrten unter Mitwirkung von Frau Dr. Pressmar und der Herren Dr. P. Groschopf, Albrecht Rieber und Dr. L. Schäfle – sich bei ihm zu melden.

# Ostschwäbische Tage

Ferienwoche des Schwäbischen Heimatbundes Ellwangen, 26. Juli–2. August

Kern der Veranstaltung wird wieder Ellwangen mit seinen reichen Geschichts-, Bau- und Kunstdenkmälern sein. Studienfahrten gelten der näheren und weiteren Umgebung, wobei wichtige Themen behandelt werden. Ein Schloß- und ein Kirchenkonzert bringen eine Bereicherung nach der musikalischen Seite. Eine Porzellan- und Fayenceausstellung, welche die Stadt Ellwangen plant, wird den Gesichtskreis in wünschenswerter Weise erweitern.

Für Unterkunft und Verpflegung stehen Hotels und Gasthäuser zur Verfügung; die Preise für eine Übernachtung mit Frühstück bewegen sich zwischen DM 12.– und DM 18.–. Die Quartiere werden ausschließlich über die Geschäftsstelle vermittelt, wobei rechtzeitig ausgesprochene Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt werden. Die Teilnehmergebühr beträgt DM 15.– (für Nichtmitglieder DM 20.–). Die Preise der Studienfahrten liegen etwa um DM 5.– bis 10.–. Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt in Omnibussen unternommen (hin und zurück DM 10.–).

## Programm

### Samstag, 26. Juli:

#### Anreise

20.00 im Paul-Speratus-Haus Ellwangen Eröffnung mit kammermusikalischer Umrahmung, Begrüßungen und Vortrag von Dr. Wolfgang Irtenkauf „Von der Karolinger- bis zur Stauferzeit“.

### Sonntag, 27. Juli:

11.00 Feierstunde im Paul-Speratus-Haus mit Vortrag von Professor Dr. Konrad Hecht „Bauuntersuchungen an der Stiftskirche in Ellwangen“ (mit Lichtbildern).

14.30 Führungen durch

a) die Stiftskirche von Professor Dr. Konrad Hecht

b) die Stadt

c) das Schloß

d) die Ausstellung von Porzellan und Fayencen in der Stadthalle Ellwangen.

20.00 Stunde der Kirchenmusik in der Stiftskirche Ellwangen unter Leitung von Kantor Willibald Bezler: Werke ostschwäbischer Komponisten.

### Montag, 28. Juli:

8.00 Studienfahrt „Das Ries in geologischer Sicht“ von Dr. Hüttner vom Geologischen Landesamt in Freiburg i. Br.

### Dienstag, 29. Juli:

8.00 Studienfahrt zum Limes-Museum in Aalen, anschließend Limesführung von Bernhard Hildebrand: Aalen – Treppach (Limesverlauf mit Burg-

stall) – Buch (bestehaltes Stück des rätischen Limes mit Wachturmruine und -rekonstruktion, Kastell) – Haisterhofen (Limes im Gelände) – Halheim (Kastell) – Freihof (Limes, Ausblick in den Virngrund von Liasterrasse).

20.00 im Paul-Speratus-Haus Vortrag von Professor Dr. Viktor Burr, Graz, „Der Limes als Grenze des römischen Imperiums. Begriff und Wesen, erläutert am Abschnitt in Ost-Württemberg“.

### Mittwoch, 30. Juli:

8.00 Studienfahrt: Ellwangen-Attenhofen (bergbaugeschichtliches Denkmal) – Besuch der Stolleneingänge am Brauenberg und Vortrag von Dr. Manfred Thier über die Geschichte der Schwäbischen Hüttenwerke im ehem. Betsaal der Wasseralfinger Grube; abschließend Besichtigung des Museums der Schwäbischen Hüttenwerke Wasseralfinger.

13.30 Besuch der Zeiß-Werke in Oberkochen. Vortrag über „Photogrammetrie in der Denkmalpflege“ von Dipl.-Ing. Berling, anschließend Rundgang durch verschiedene Abteilungen des Werks, dann Kaffeestunde mit Aussprache.

20.00 im Festsaal des Schlosses Ellwangen Schloßkonzert unter Mitwirkung von Monika Willand, Leiterin der Johann-Melchior-Dreyer-Jugendmusikschule Ellwangen: Werke ostschwäbischer Meister (Klavier-Trio und Gesang), dargeboten auf originalen Instrumenten des 18. Jahrhunderts.

### Donnerstag, 31. Juli:

8.00 Studienfahrt zu gefährdeten Kirchen (Schönenbergkirche, Zöbingen, Maria im Roggenacker bei Flochberg, Mönchsdeggingen und Neresheim) unter Führung von Hauptkonservator Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden. Vorführung der alten Orgelwerke in Mönchsdeggingen (darunter einer liegenden Orgel) von Kantor Bezler.

20.00 im Paul-Speratus-Haus Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder „Pflanzenanatomische Untersuchungen im polarisierten Licht eines Zeißmikroskops“ (mit Lichtbildern).

### Freitag, 1. August:

8.00 Studienfahrt zu den neu angelegten Seen und zu Naturschutzgebieten zwischen Ellwangen und Crailsheim unter Führung von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder.

20.00 im Saal des „Roten Ochsen“ Geselliges Zusammensein mit unterhaltenden Beiträgen.

### Samstag, 2. August:

9.00 im Paul-Speratus-Haus Rückblick und Aussprache.  
Abreise.

# Er zahlt mit Unterschrift



Das ist ein bequemer, ein moderner Weg. Kennen Sie ihn? Einfach mit Scheck bezahlen – Rechnungen durch Überweisungen begleichen – per Dauerauftrag regelmäßig wiederkehrende Zahlungen erledigen lassen – und großzügig in finanziellen Dingen disponieren (weil Sie einen Dispositionskredit von uns bekommen).

Das einzige, was Sie dazu brauchen ist ein Girokonto bei uns. Die Sparkasse bemüht sich, damit Sie sich's bequem machen können. Nützen Sie das doch aus. Sprechen Sie mit uns – wir richten Ihnen gern ein Girokonto ein.



wenn's um Geld geht-  
**SPARKASSE**

## ...alles mit Wüstenrot, Deutschlands größter Bausparkasse:

Hausbau, Hauskauf,  
Wohnungserwerb  
und Althausmodernisierung

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere  
örtliche Beratungsstelle  
oder beim Wüstenrot-  
Haus, 714 Ludwigsburg.

**Wüstenrot**



Ihre  
Anzeigenaufträge  
nimmt  
entgegen:



Merkur-Werbung  
Stuttgart-S  
Staffenbergstraße 44  
Postfach 740  
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

## Hermann Missenharter **Liebes altes Württemberg**

290 Seiten. Mit 12 Reproduktionen von Merian-  
Stichen sowie einem Kupferstich aus einem Stammbuch  
des Württembergischen Regentenhauses.  
Format 10,5 × 17,5 cm. Leinen DM 19,80

In einer kaum eleganter zu denkenden Schreibweise stellt der bekannte Essayist sein württembergisches Heimatland vor. Mit dem Autor durchstreifen wir leichten Fußes und aufs köstlichste unterhalten die geologische, historische und kulturelle Vergangenheit Württembergs.

Ein Buch über schwäbische Kulturgeschichte und deren gewichtige Stellung in der deutschen Geistesgeschichte.



Kohlhammer

Vor kurzem erschien das Heimatbuch

# Knittlingen

Geschichte einer Stadt

Herausgeber ist die Stadt Knittlingen,  
Verfasser ist Rektor a. D. Karl Weisert  
Es umfaßt 374 Seiten, 98 Fotos, 7 Karten und Pläne  
und kostet in Leinen gebunden DM 24,80.

Landschaft und Geschichte der Stadt von der Frühzeit bis in die heutige Zeit werden im Heimatbuch der „Faust-Stadt Knittlingen“ in höchst lebendiger Form beschrieben.

Besonders reizvoll sind die Beiträge zur Namens- und Flurnamenforschung, über die Entwicklung der Größe der Stadt, das Gerichtswesen, die Geschichte der Schulen, die Dreifelderwirtschaft, das Kapitel über den Bauern im Mittelalter und den uralten Qualitätsweinbau, dessen Erzeugnisse bekanntlich seit jeher zu den Spitzen württembergischer Weine zählen.

Ein besonderes Kapitel faßt die urkundlichen Zeugnisse und örtlichen Überlieferungen über den in Knittlingen geborenen „Dr. Faustus, Magus Maximus“ zusammen.

Skizzen, Pläne und Bilder vom alten Knittlingen, als „des Landes Württemberg Vormauer und Grenzfeste“, vervollständigen das Knittlinger Heimatbuch. Dem Verfasser standen im Stadtarchiv, im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und in anderen Archiven wertvolle Quellen zur Verfügung, die er geschickt zu nützen verstand.



W. Kohlhammer Verlag

Ein reizendes Geschenkbändchen  
für jeden Schwaben

*Max Rehm*

## *Königin Katharina von Württemberg*

*Ihr Leben und Wirken  
nach Selbstzeugnissen und im Spiegel  
der Zeitgenossen 1788–1819*

*80 Seiten. 1 Frontispiz und 6 Silhouetten.  
Leinen DM 9,80*

Die geistvolle, tatenreiche und lebensfrohe Fürstin wurde 1788 als Tochter des russischen Zarewitsch Paul und der württembergischen Prinzessin Sophia Dorothea geboren.

Im Januar 1816 verheiratete sie sich mit dem späteren König Wilhelm I. von Württemberg. An seiner Seite konnte sie in der damaligen Notzeit nach den Napoleonischen Kriegen überaus segensreich wirken. Sie gründete unter anderem Wohltätigkeitsvereine, die Landessparkasse, Armen- und Industrieschulen, unterstützte alle gemeinnützigen Werke in Landschaft und Gewerbe und förderte die Kunst und die Wissenschaft.

Sie verstand es, führende Geister an sich zu ziehen und für ihre Pläne zu begeistern. Sie pflegte Umgang mit dem Reichsfreiherrn vom Stein, mit dem Verleger Cotta, dem Geheimrat von Hartmann, dem Hofbankdirektor Rapp, Freunden Schillers und Goethes. In Denken und Handeln verkörpert sie den Übergang von absolutistischer Herrschaftsform zum Verfassungsstaat, zu bürgerlicher Mitverantwortung.

Mit ihrem Leben stellt Rehm ein Stück Zeitgeschichte dar. Rehm verfolgt die Wirkungen dieses ihres weit-sichtigen, wohltätigen Tuns bis in die Gegenwart.



W. Kohlhammer Verlag

# Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

# Kunsthaus

# Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C



## WÜRTTEMBERGISCHE BANK

mit Niederlassungen in:

Göppingen  
Hechingen

Metzingen  
Nürtingen

Ravensburg  
Reutlingen

Schorndorf  
Sindelfingen

Tübingen  
Uhingen

Ulm/Do.  
Ulm-Weststadt

### Unser Rat - Ihr Vorteil

### Ihr Vorteil - unser Ziel

7 Stuttgart 1 Kleiner Schloßplatz Telefon 29 94 01 und Eberhardstraße 20 Telefon 24 60 04

J.W.H.  
1826

## BÜCHER

DURCH DAS GANZE JAHR VON

## JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

*Wilhelm Josef Doetsch*

### Württembergs Katholiken unterm Hakenkreuz

Ca. 200 Seiten. Kartoniert ca. DM 24,-

In die heftige Kontroverse um die Frage, wie sich die christlichen Kirchen dem Nationalsozialismus gegenüber verhalten haben, greift Doetsch durch seine auf Material des Diözesanarchivs Rottenburg und des Bundesarchivs Koblenz gestützte Dokumentation ein.

Nach 1936 billigten die Verfasser der Hirtenbriefe des deutschen Episkopates Hitlers Außenpolitik. Doetsch stellt die Frage, wie es möglich war, daß zu dieser Zeit deutsche Bischöfe eine hitlerfreundliche Haltung einnehmen konnten und fragt weiter, wie sich die Fuldaer Bischofskonferenz zum Nationalsozialismus von der Machtergreifung bis zum Kriegsende verhielt.

Die klug abwägende Schrift schafft Klarheit über viele bisher unbeachtet gebliebenen Probleme.



W. Kohlhammer Verlag



»Ihr« guter Partner,  
wenn's um Klischees geht!

»Kühnle Nellingen« garantiert  
Ihnen hochwertige Ätzungen  
für Buch- und Offsetdruck.  
Vernünftige Preise und  
zuverlässigen Kundendienst.

Bitte, lassen Sie sich  
unverbindlich beraten.

Carl Kühnle  
Grafische Kunstanstalt  
7302 Nellingen/Esslingen

**ein guter  
Partner  
wenn's um  
Klischees  
geht**

**Kühnle** 

*Schwäbische Bank*

AKTIENGESELLSCHAFT



STUTTGART IM KÖNIGSBAU

Postfach 2623 Telefon 29 51 37, 29 69 06, 29 68 63 Telex 07-23812

Mit verantwortungsbewußter und  
individueller Beratung sorgen  
wir für die bestmögliche Anlage  
Ihres Geldes – auf Konten und  
in Wertpapieren

*Raber u. Märcker*

Stuttgart, Fritz-Elsas-Str. 48  
Telefon 225541

Unser Verkaufsprogramm umfaßt  
Alleinvertretungen führender  
Büromaschinen-Hersteller.

**ADREMA-WERKE GmbH**

Berlin - Frankfurt - Heppenheim  
Deutschlands bekanntester und größter Hersteller  
von modernen Adressiermaschinen.

**ADREMA PITNEY-BOWES**

größter Hersteller der Welt von  
Frankiermaschinen und Frankierautomaten,  
außerdem Falz- und Kuvertiermaschinen  
und -automaten, elektrostatische Kopierer.

**NIXDORF-COMPUTER AG.**

(bisher WANDERER-Werke AG)  
Köln-Wuppertal

**logatronic**

elektronischer Klein-Computer

**exacta**

elektronischer Magnetkonten-Computer  
für alle Arten von kaufmännischen Fakturier-,  
Buchungs- und Abrechnungsarbeiten.

**conti** der Welt erster elektronischer

Tischrechner mit Kontrollstreifen.

**ROTO-WERKE AG**

Königsutter

Ein komplettes Programm für den Bürodruck.  
Umdrucker - Schablonendrucker,  
Hochdrucker - Offsetdrucker.

**APECO GmbH Frankfurt**

Superstat, ein Spitzenerzeugnis der  
elektrostatischen Buchkopierer.

Erfahrene Organisatoren und Berater  
bieten Ihnen gut durchdachte Problemlösungen.

Ein gut funktionierender Kundendienst gewährt  
eine einwandfreie technische Betreuung.

25. JUNI 1969

PF. Württ. Bibl. Gesellschaft  
Fach 769/15  
6197